Die Zukunft.

Berlin, den 9. Juni 1900.

Pariſiana.

An einem warmen Januarmittag ſaß ich, in fürchterlicher Enge, auf einer der beiden ſchmalen Marterbänke, die im Palais-Bourbon der ausländiſchen Preſſe eingeräumt ſind. Ich hatte Glück: es gab eine große Sitzung, eins von den Lärmturnieren, die dem Parlamentshauſe den Spottnamen Folies-Bourbon verſchafft haben. Eine Strikedebatte. Unten, auf der erſten Sitzreihe, die Miniſter; man ſieht gleich, daß ſie nicht mehr ſind als die übrigen Deputirten, zu denen ſie morgen vielleicht wieder gehören werden; kein Höhenunterſchied, wie bei uns zwiſchen dem Bundesrathstiſch und den Niederungen der Erwähltenmaſſe. Nur der General de Galliffet fehlte. Ob er fürchtete, ſein Kollege Millerand werde den Kommunismus verherrlichen und dem Bändiger der Communards böſe Rufe zuziehen? Ein ſehr volles Haus. Auf dem Präſidentenſtuhl Herr Paul Deſchanel, jung, hübſch, elegant, im Frack nach neueſtem Schnitt, ganz der prince de la cosmétique, als den die Coupletſänger von Montmartre ihn der galliſchen Lachluſt ausliefern. Und auf der Rednertribüne ein Fabrikant, der die Regirung zürnend geheimen Einverſtändniſſes mit den Strikenden bezichtigt. Gar nichts geſchehe mehr zur Niederzwingung der unbotmäßigen Haufen; die Staatsautorität werde täglich preisgegeben; kecker ſtets erhebe die Umſturzpartei ihr Haupt; und die franzöſiſche Induſtrie werde bald, Briten und Deutſchen zur Wonne, nicht mehr der Konkurrenz Stand halten können. Der Mann ſprach beinahe wie Herr von Stumm, aber er hatte nicht, wie

der Saarabier mit den harten, drohenden Augen, die Regirenden als mächtige Bundesgenossen und war schutzlos dem Toben französischer Leidenschaft ausgesetzt. Jeder Satz weckte auf dem Berge ein Wuthgeheul. Deschanel stand vor seinem Stuhl, zerklopfte fast sein Lineal und rief mit heller Trompetenstimme: Un peu de silence, Messieurs! Mais voyons, ce n'est plus possible . . . Umsonst: die Meute war los und beruhigte sich erst wieder, als Herr Millerand zur Abwehr des Angriffes das Wort nahm. Ich war sehr gespannt. Bei uns wird man einstweilen noch keinen Sozialdemokraten als Minister sehen, keinen Marxisten die Strikenden gegen die Fabrikantenpartei vertheidigen hören. Der Genosse Millerand, dachte ich, wird ungefähr sagen: „Ja, wir schützen und stützen die Ausständigen; wenn die Regirung anders handelte, würden Sie mich nicht in ihren Reihen finden. Denn ich bin Sozialdemokrat und halte es für meine wichtigste Aufgabe, gegen die Ausbeuter die Sache der Ausgebeuteten zu führen. Ja, meine Herren, die Zeit ist vorbei, wo die Regirung nur der Vollzugsausschuß der Besitzenden war, wo das Kapital unumschränkt herrschte und thronte, und wir werden..." Und so weiter, in etwas gemäßigtem Bebelton. Ich wurde enttäuscht. Der französische Handelsminister, ein ungelenker, reizloser Herr und schwacher Redner, sprach, wie im Deutschen Reichstag irgend ein Rickert, Roesicke oder Pachnicke sprechen würde. Kein Wort verrieth den Marxisten. Die Regirung habe die Pflicht, in Lohnkämpfen völlig neutral zu bleiben. Das habe sie auch gethan. Nie werde sie vergessen, was sie der heimischen Industrie schuldig sei. Aber auch die Arbeiter vertreten berechtigte Interessen. Und der Handelsminister habe, wie es ihm ziemt, zwischen beiden streitenden Parteien den Standpunkt gewählt. An einem guten Tag könnte selbst der Graf Posadowsky so reden, der mit der einstimmigen Annahme des Unfallversicherungsgesetzes eben den Verbündeten Regirungen den ersten sozialpolitischen Erfolg errungen hat. Demokratische Sozialisten konnten, so sollte man meinen, mit Millerands Rede nicht zufrieden sein. Doch sie heulten Beifall und Herr Deschanel mußte nun die rechte Seite des Hauses ermahnen: Un peu de silence, Messieurs, voyons . . ." Auch diesmal blieb seine Mühe unbelohnt; und der Lärm wich erst dem Gelächter, als der radikale Hitzkopf Clovis Hugues mit Stentorstimme zum Präsidententisch hinaufschrie: „Bringen Sie doch die Menagerie zum Schweigen!" Der Eindruck, den Herr Millerand hinterließ, schien aber der Regirung nicht zu genügen. Der Ministerpräsident kam dem bedrängten Kollegen zu Hilfe. Herr Waldeck-Rousseau sieht gut aus. Ein feines Gesicht, frische Farben, straffe Haltung;

er trug ein dunkelblaues Jacket, unter dem Arm eine große Aktenmappe. Und wie ein erfahrener Anwalt besten Stils vor einem Civilgericht eine schwierige Sache vertritt, so plaidirte er, als ob er gar nicht dazu gehörte, für die Regirung, kühl, nüchtern, weltmännisch, mit vielen Citaten aus seinem Aktenbündel. Wenn man ihn hörte, mußte man glauben, sein Mandant sei im Recht; von der politischen Ueberzeugung des Redners erfuhr man nicht mehr als von der Munckels oder Kempners aus einem Plaidoyer für den Rechtsanspruch irgend einer Aktiengesellschaft. Waldeck sagte, man müsse gerecht sein, den Dingen ihren Lauf lassen und nur dafür sorgen, daß die öffentliche Ordnung nicht gestört werde. Glatt, ungreifbar, geschickt, ein behagliches juste-milieu. Und abermals heulten die Sozialdemokraten Beifall, wankten die Stützen der Gesellschaft in wüthendem Lärm. Das Treffen brachte der Regirung eine große Mehrheit. Und die Vertreter der deutschen öffentlichen Meinung, die vor mir auf dem Marterbänkchen saßen, konnten wieder einmal in die Heimath telegraphiren, das Ministerium der Freiheit, des Lichtes und der Gerechtigkeit habe über die schwarzen Anschläge der Finsterlinge, der heimtückischen Klerikalen und der nationalistischen Feinde der Republik, triumphirt. Alle waren auf ihrem Posten, nur Herr Nordau, der Altmeister der Zunft, fehlte; das Auge des tüchtigen Mosseneffen strahlte in stolzem Glück und zwölf Stunden später stand im Berliner Tageblatt, welch ein Gigant Herr Waldeck-Rousseau und welch ein steifnackiger Ehrenmann Herr Millerand sei.

Das wird uns seit einem Jahr nun in die Ohren gebrüllt. Und wir hören noch mehr. Alle französischen Politiker, wird uns gesagt, namentlich alle, die als ministrables betrachtet werden, sind Gauner und Lumpen. Méline ist ein elender, jesuitisch verruchter Wicht, Dupuy ein Heuchler, Ribot ein gebrandmarkter Schuft, Cavaignac und Freycinet sind spitzbübische Helfershelfer meineidiger Generale, Sarrien und Mesureur charakterlose Streber. Rein, edel und hehr sind nur die Herren Waldeck, Millerand, Delcassé. Früher wurde, halb mit Erbarmen, noch Galliffet gelobt; jetzt, seit er die Gemeinschaft mit Waldeck abgeschüttelt hat, ist auch er unter Flüchen bestattet. Sehen wir uns die drei Gerechten einmal an. Herr Delcassé ist der Mann, dem Frankreich die schmähliche Schlappe von Faschoda verdankt und den die Engländer als bequemen Bundesgenossen schätzen. Herr Millerand ist ein Sozialdemokrat, der als Abgeordneter im Ton zornigen Ekels von dem „Communardenmörder" Galliffet sprach und erklärte, die Affaire Dreyfus sei das Geschäftsunternehmen eines von dem Herrn Joseph Reinach, „der besser thäte, vor seiner eigenen Thür den Schmutz wegzukehren", gelei-

teten Kapitalistensyndikates. Als er im Juni 1899 die Möglichkeit hatte, Minister zu werden, steckte er seine Ueberzeugungen schnell in die Tasche. Er wurde Galliffets Kollege, Reinachs bewunderter Freund und einer der Retter des Herrn Alfred Dreyfus. Seitdem hat er Beträchtliches geleistet. Der Kämpfer für Freiheit und Recht blieb in einem Ministerium, das sich nicht schämte, den Komplotprozeß zu beginnen und durchzuführen, eine schändliche Gerichtsfarce, wie sie schlimmer kaum von dem ehrenwerthen Herrn Milan Obrenowitsch der staunenden Menschheit geboten wurde. Der Marxist trennte sich nicht von einer Regirung, die den Verdacht, sie könne jemals sozialistische Politik treiben, mit stets verstärkter Entrüstung zurückwies. Herr Millerand log, als er am dritten April in der Kammer sagte, am Tage vor der Eröffnung werde die Weltausstellung fix und fertig sein (tous les palais seront prêts, dans le plus grand nombre d'entre eux les exposants seront prêts, jamais il n'y a eu d'exposition aussi prête que celle de 1900). Elf Tage danach schleppte er den Präsidenten Loubet über Trümmerhaufen. Der Vertreter des revolutionären Proletariates pries den Zaren. Der Schützer der „Lohnsklaven" ließ den größten Theil der Abräumungarbeiten von Soldaten besorgen. Der Mann, der den Achtstundentag fordert, gab einem hundertunddreimal wegen Ueberschreitung der gesetzlichen Arbeitzeit bestraften Schneider das Kreuz der Ehrenlegion und befahl, in den kritischen Apriltagen die in der Weltmesse beschäftigten Leute Tag und Nacht arbeiten zu lassen. Man darf sagen: Leichtfertiger hat nie ein politischer Streber sich prostituirt als dieser pfiffige Advokat, der die Erinnerung an Sardous unsterblichen Rabagas weckt. Herr Waldeck-Rousseau ist schwerer zu durchschauen. Auch er war Advokat, aber einer mit einer Riesenpraxis, die ihm jährlich Hunderttausende einbrachte; ein Sammler und — im französischen Sinn des Wortes — Dilettant, den das politische Treiben anzuwidern schien. Wenn er während der letzten Jahre eine politische Rede hielt, geschah es fast immer, um den Sozialismus zu bekämpfen. Und sozialistisch nannte er, der bei uns zwischen Freikonservativen und Nationalliberalen gesessen hätte, schon den bürgerlichen Radikalismus des Herrn Bourgeois, dem er vorwarf, d'avoir fait entrer le socialisme dans la maison. Noch im Oktober 1897 rief er in Reims, ganz wie unser Halberger, alles Gerede, alles Ausweichen helfe nicht: „Es giebt nur ein Für oder Wider den Sozialismus". Zwei Jahre später hatte er einen Sozialdemokraten zum Kollegen erwählt. Er kann sagen, dieser Sozialdemokrat, den er fest an der Leine halte, sei ungefährlich; aber er kann sich als kluger Rechner nicht über

die Wirkung täuschen, die unaustilgbare, die der Anblick eines sozialdemokratischen Ministers auf die Massen üben muß. Was kann diesen Mann, der nie ehrgeizig schien und der schon häufig Gelegenheit hatte, ohne Opfer zur Macht zu gelangen, veranlaßt haben, seine ganze Vergangenheit so zu verleugnen? Die klügsten Franzosen stehen vor einem Räthsel. Waldeck hat 1894 als Anwalt Reinachs beim Präsidenten Casimir-Périer die Sache des Angeklagten Dreyfus geführt. Seine Praxis brachte den gesuchtesten pariser Civilanwalt hauptsächlich mit den Elementen in Berührung, die von der Affaire in ihrer gesellschaftlichen Stellung bedroht waren. Man braucht nicht an plumpe Bestechung zu denken. Advokaten verlernen leicht die Frage nach Recht und Unrecht, erhitzen sich leicht für die ihnen von wichtigen Klienten übertragene Sache. Herrn Waldeck mag, als modernem Menschen und Kunstliebhaber, alles klerikale Wesen ein Gräuel sein. Und so kann ihn die Leidenschaft des Kampfes in eine Schlachtreihe gedrängt haben, in der er niemals zu fechten gedachte; der Politiker wird in Epochen wilder Erregung oft weiter geführt, als er wollte. Bis dahin ist Alles erklärlich. Waldeck hält sich für den berufenen Retter des Landes, das er vielleicht wirklich durch eine klerikal-monarchistische Verschwörung gefährdet glaubt. Weshalb aber klammert er sich, unter kaum noch mit dem Ehrgefühl vereinbaren Opfern, an sein Amt? Weshalb nimmt er Tagesordnungen an, deren Wortlaut das Heer und die Heerführer preist? Wie kann er, der doch an die Unschuld des Herrn Dreyfus glaubt, nur, um seine Mehrheit nicht einzubüßen, in der Kammer verkünden, er werde sich mit seiner ganzen Kraft gegen die Wiederaufnahme der Affaire wehren? ... Es ist nur natürlich, daß dieser Lichtheld der deutschen Presse von seinen Landsleuten nachgerade als ein sehr unsicherer Kantonist und ein Meister der Zweideutigkeit mit wachsendem Mißtrauen angesehen wird. Herr Ribot sprach wahr, als er im März zu ihm sagte: „Ihre Politik wird von dem größten Theil Derer sogar falsch und gefährlich genannt, die einstweilen noch im Parlament für Sie stimmen."

Seitdem haben die Gemeinderathswahlen in Paris den Nationalisten, in mancher Provinz den Méliniſten und anderen Gegnern des Ministeriums überraschende Siege gebracht und die Sozialdemokraten, deren nach dem Beifall der Bourgeoisie und der intellectuels lüsterne Führer sich Hals über Kopf in die Affaire gestürzt hatten, haben arge Niederlagen erlitten. Der Temps, das sonst jeder Regirung dienstbare Blatt, hat sich von Waldeck losgesagt. Und Galliffet ist in kaum verhüllter Feindschaft aus dem Ministerium geschieden. Trotzdem hat dieses Ministerium in der Kammer noch jetzt eine

Mehrheit. Des Räthsels Lösung macht unseren liberalen Reportern keine Mühe. Das Land, sagen sie, fühlt, daß es von der Militärdiktatur und von einem Pfaffenregiment bedroht ist. Das „nationalistische Gift" hat zwar auf die Schichten des Kleinbürgerthumes gewirkt, die auch dem pfäffischen Einfluß noch zugänglich sind. Die Gebildeten aber und die tüchtigsten bürgerlichen Elemente verhehlen sich schon lange nicht mehr, daß die Republik in Lebensgefahr schwebt, und ihre letzte Hoffnung klammert sich an Waldeck und Millerand, deren unbeugsame Energie den Giftstoff aus dem Staatskörper treiben wird. Deshalb sind diese Männer, trotz allen Intriguen, unüberwindlich. Und Galliffet? Dem war, als einem Marquis und früheren Monarchisten, nie recht zu trauen. Der wollte auf seine alten Tage schnell noch Minister heißen. Er ist gegangen, weil Waldeck einen im Dienst ausgezeichneten Offizier, den politische Leidenschaft in eins der schwersten Disziplinarvergehen gerissen hatte, in der Kammer der Félonie, des gemeinen Verrathes, beschuldigte. Mag er gehen; an ihm ist nichts verloren, denn er war immer vom Militarismus verseucht und Frankreich braucht Männer, die der bürgerlichen Republik die Herrschaft über Prätorianertrotz, über den zwischen sabre und goupillon geschlossenen Bund sichern ... Es ist die alte Geschichte, das alte Mittel, nach dem jede Bourgeoisie in Nöthen greift: immer, wenn ihrer Tyrannis die Sonne sinkt, erschallt der Schreckensruf von der gefährdeten Freiheit und Gesittung, immer wird dann der gläubigen Menge die Pfaffenschaft als der Erzfeind bezeichnet. Das Hausmittel hat oft gewirkt; jetzt aber wird man sich, in Paris wie in Wien, nach einer neuen Mixtur umsehen müssen.

Die Franzosen sind in harten Zeiten nachdenklich geworden. Freiheit und Aufklärung, sagen sie, sind wunderschöne Dinge, die wir schon lange kennen und auch jetzt nicht entbehren wollen. Aber wir sind Katholiken, sind an Messe und Beichtzettel gewöhnt und gehen nach einer bei Maxim mit Cocotten durchschwelgten Nacht morgens gern in die Madeleine. Warum sollen wir Feldzüge gegen die Klerisei führen, die unser Behagen nie gestört hat? Es giebt schlimmere Feinde; und damit sie uns nicht eines Tages wehrlos finden, brauchen wir ein starkes, in der Disziplin und im Glauben an seine Führer nicht erschüttertes Heer. Wenn wir vor die Wahl gestellt werden, ob wir lieber, wie bisher, von den Herz, Reinach, Arton und deren Dienstmännern oder von französisch empfindenden Bischöfen und Generalen beherrscht werden wollen, dann ziehen wir die Prälaten und Soldaten vor. Gewiß sind in der Armee böse Sachen vorgekommen; aber weder Mercier noch Henry haben sich verkauft, Beide ließen sich von einem — vielleicht sehr falschen und

unsittlichen — Patriotismus leiten und Keiner von Beiden hat uns, wie die jetzt für Freiheit und Recht begeisterte Banditenschaar, das Geld aus der Tasche gestohlen. Bei der Affaire mag es nicht sehr sauber zugegangen sein; so geht es bei Spionagegeschichten überall zu und Justizirrthümer sind vor und nach Calas oft behauptet und manchmal bewiesen worden. Herrn Dreyfus haben seine Kameraden zweimal verurtheilt. Daß mindestens sehr viele Indizien gegen ihn sprachen, ist unbestreitbar. Vor der zweiten Verhandlung hat die Regirung erklärt, sie werde sich, wie er auch lauten möge, dem Richterspruch beugen. Sie hat es nicht gethan, sondern dem des Landesverrathes schuldig Gesprochenen Begnadigung erwirkt. Und Dreyfus hat, da er seinen Antrag auf Revision des Urtheils zurückzog, den Spruch als rechtlich unanfechtbar anerkannt. Das hat sogar Waldeck-Rousseau gesagt. Nun wollen wir endlich Ruhe haben. Lange genug ist das Land von Kämpfen zerrissen, deren Wildheit an die Zeit der Ligen gemahnt. Die Geschäfte gehen seit Jahren schlecht, Frankreichs Ansehen schwindet und die Engländer haben schlau unsere Schwäche benutzt, um auf den Sudan und die holländischen Republiken die Hand zu legen. Um eines Menschen willen darf nicht ein ganzes Volk leiden. Und wenn um dieses Einzigen willen, der einer reichen Judenfamilie angehört, der das nationale Leben zerstörende Kampf fortdauern soll, so erkennen wir daraus nur, wie übermächtig die jüdische Plutokratie geworden ist und mit wie gutem Recht Drumont schon vor Jahrzehnten von der France Juive sprechen konnte. Diese Uebermacht müssen wir brechen. Wir wollen weder von jüdischen Jobbern noch von Sozialdemokraten regirt werden, sondern, als ruhige Bürger und Steuerzahler, Zins und Zinseszins häufen und möglichst viel Geld verdienen. Die Erntezeit des Weltausstellungsommers naht, der uns für schmerzliche Verluste entschädigen soll, — also: Zut! Das klingt nicht sehr erhaben; aber so denken die Handelsleute.

Und diese Stimmung mußte entstehen. Welchen Verlauf die Affaire nehmen mochte: zwei Wirkungen waren immer vorauszusehen, wurden hier immer vorausgesagt. Den Antisemitismus konnte der Weltlärm des Dreyfusvolkes nur stärken. Die Sozialdemokratie, die, statt in beide feindliche Lager Haubitzenkugeln zu senden, sich den dreyfusards innig verbündete, mußte durch diese vom persönlichen Ehrgeiz der Jaurès und Millerand empfohlene Taktik geschwächt werden. Lassalle und Liebknecht, so ungleich an Weltanschauung und Temperament, waren in einem Punkt einig: sie haben die Arbeiterpartei stets gewarnt, sich von der liberalen Bourgeoisie einfangen zu lassen und die Schlachten der neuen Feudalherren gegen rück-

ständige Großmächte zu schlagen. Ihre Mahnung fand in Wien und Paris taube Ohren. Dem gegen Großhandel und Börsenkapital kämpfenden Proletariat hätte der kleine französische Rentier, wenn es die Mönche und Nonnen in Frieden ließ, sich für ein Weilchen vielleicht angeschlossen; die Freunde der Schachermachei, die ihm die Kirche verleiden wollten, stieß er weg und wurde Nationalist. Nach der Schilderung unserer wackeren „Spezialkorrespondenten" stellt man sich unter einem Nationalisten einen Barbaren vor, der aller Kultur den Untergang geschworen hat, einen Pfaffenknecht und Freiheitfeind, der unter der Führung streitbarer Mönche alle Nachbarreiche mit Feuer und Schwert vernichten möchte. In der gemeinen Wirklichkeit sieht die Sache ein Bischen anders aus. Die Nationalisten wollen Franzosen sein, wollen, wie bei uns fast alle Parteien, ein starkes Heer und eine kräftige, nicht den Geldmächten unterthane Politik, die ihnen wieder die Möglichkeit schafft, in der Fremde zu sagen: civis romanus sum. Von der parlamentarischen Bureaukratie und Korruption halten sie, nach einem Jahrhundert übler Erfahrungen, nicht viel; aber sie sind fast ausnahmelos, Déroulède und Drumont, Coppée und Rochefort, gute Republikaner. Manche von ihnen ziehen dem ewigen Parlamentsgeschwätz das Referendum vor und fordern die Wahl des Präsidenten durch Volksabstimmung. Zu Kirche und Klerisei haben die Führer sehr lose Beziehungen, aber sie überlassen sich nicht dem Wahn, aus dem Lande des Heiligen Ludwig und der Pucelle sei der katholische Glaube zu jäten wie gestern aufgeschossenes Unkraut, und sie gönnen der Menge das bequeme Glück, das die Entsündigung durch Gebet und Beichte gewährt. Der Schöpfer und stärkste Förderer der Liga La Patrie Française, dessen Energie und taktischer Klugheit die Nationalisten den Haupttheil ihrer Erfolge verdanken, ist Jules Lemaître, ein Sohn bretonischer Bauern zwar, doch einer der allerfeinsten Europäer, ein Mann, dessen geistiger Kultur die Flügelmänner unserer Ordnungparteien sich nicht vergleichen können. Ist Lemaître, der seinen ganzen Literatenruhm aufs Spiel gesetzt hat, ein Klosterknecht und Kasernenwächter? Kann irgend ein Verständiger den Vicomte de Vogüé, Brunetière, Coppée, Barrès und Daussет zum Gesinde der Pfaffen und Schleppsäbelträger zählen? Sogar die Handwerker der Patrie Française, die für den Tagesartikel gemiethet sind, haben sehr häufig erklärt, daß sie nicht an einen Rachekrieg gegen Deutschland denken und zufrieden sein wollen, wenn es gelingt, Frankreichs Ruhe, Gesundheit und Wohlstand zu sichern ... Die schönen Geschichten, die unsere noch immer vom Dreyfusfanatismus beherrschte Presse verhökert, sind eben erfun-

den. Die Republik ist gar nicht bedroht und die Mehrheit der Franzosen ersehnt keinen Kaiser noch König. Die Nationalisten sind nicht blutgieriger als unsere Alldeutschen. Und die Fabel von der jesuitischen Oberleitung ist für ein Publikum bestimmt, das den Glauben verbreitet zu sehen wünscht, in unserer Zeit schrankenloser Geldherrschaft sei der Klerus noch eine gefährliche, im Dunkel dräuende, im Dunkel die Weltgeschicke lenkende Macht.

Die Nationalisten hätten, im Bunde mit der Gefolgschaft der Herren Méline und Ribot, die Firma Waldeck-Millerand längst zu löschen vermocht. Daß sie noch besteht, dankt sie der Weltausstellung, die seit Jahren das politische Leben Frankreichs lähmt. Die Minister hatten sich gesagt: Wenn wir bis zum Eröffnungtage im Amt bleiben, sind wir gerettet; denn während der Ausstellung wird Paris, wird das Land keinen Ministerwechsel wollen. Und ihre Gegner: Wenn wir vor der Eröffnung das Ministerium stürzen, machen die deutschen, englischen, österreichischen, italienischen und amerikanischen dreyfusards uns die Ausstellung schlecht und verscheuchen die Gäste. So entsprach die frühe Eröffnung denn dem Wunsch beider Parteien. Den Skandal dieser Eröffnung eines mit Schutthaufen und Balkenbergen bedeckten Bauplatzes hatte freilich Niemand erwartet. Von einer Ausstellung war nicht zu reden. Kein einziges Gebäude war auch nur so weit fertig, daß der Präsident es betreten konnte. Kein elektrisches Licht. Ein Brückeneinsturz, zwei Explosionen, täglich ein Dutzend Unglücksfälle. Jeder Besucher sah, daß vor der letzten Juniwoche ein Gesammturtheil über die Ausstellung nicht möglich sein werde. In der ministeriellen Presse wurde das große Friedenswerk solidarischer Arbeit in hohen Jubeltönen verherrlicht. Die Gegner aber schrieen, die von Drumont exposition des juifs getaufte Weltmesse sei einstweilen ein Riesenschwindel; es sei eine Schande, Leuten, denen man nichts zu zeigen habe, das Geld aus der Börse zu locken. April und Mai brachten schlechtes Wetter. Die Engländer, sonst die besten Gäste, kamen nicht, wollen auch später nicht in eine Stadt kommen, wo sie als Räuber, Heuchler und Feiglinge in allen Witzblättern, Zeitungen und Singspielhallen der Buttes verhöhnt werden. Und kein Kaiser, kaum ein nennenswerther König als Ausstellungpilger in Sicht! Der Zar kommt vielleicht, um für eine neue Anleihe Stimmung zu machen; aber gewiß ist es noch nicht. Ja, wozu hat die Regirung denn die Paläste des Zahnarztes Evans und des Grafen Chambrun für schweres Geld gemiethet, wenn die Monarchen, die da wohnen sollten, doch nicht kommen? Eine nette Regirung überhaupt, deren Unfähigkeit uns das Geschäft verdirbt! Die Unzufriedenheit wuchs. In den Hotels, die sich auf einen Massensturm

vorbereitet haben, blieben die theuersten Zimmer leer. Die Ausstellungrestaurants mußten, weil das Licht und die Gäste fehlten, abends geschlossen werden. Die Kioskpächter, die für sechs Monate zwölf- bis fünfzehntausend Francs Miethe zu zahlen haben, nahmen keinen Heller ein. Dazu die weithin verbreitete Meinung, es lohne nicht, vor dem Juli nach Paris zu kommen. Die Leute rechneten. Wenn die Kosten gedeckt werden sollen, müssen täglich 300 000 Einlaßkarten verkauft werden. Im April und Mai gab es an jedem Tag im Durchschnitt 70 000 zahlende Besucher. Was soll daraus werden? Darf man hoffen, daß die vier übrigen Monate den Ausfall ersetzen können? Die erste Antwort auf diese ängstlichen Fragen war die pariser Gemeinderathswahl. Schon rufen die Antisemiten, die Judenausstellung werde mit einem ungeheuren Krach enden. Und die politischen Geschäftsleute sind nachdenklich geworden. Sie wissen: wenn die Weltkirmes nicht den ersehnten Goldstrom bringt, sind die Parteien, die während dieser Zeit am Ruder waren, für lange Jahre verloren. Mögen die Waldeck und Millerand die Suppe auslöffeln, die sie sich eingebrockt haben! Sie wollten um jeden Preis das Ministerium der Ausstellung sein; sie sind es, — und von ihren Feinden neidet Keiner ihnen jetzt noch den Ruhm und der schlaue Herr Bourgeois bemüht sich, den Konkurrenten am Steuer zu halten. Geht die Sache schief, dann wird es im September furchtbar tagen. Man muß in diese Hintergründe geguckt haben, um die letzten parlamentarischen Vorgänge zu verstehen. Herr Waldeck-Rousseau ist plötzlich so kühn geworden, daß man merkt, er möchte im Lenz als Vertheidiger der bürgerlichen Republik fallen, früh, damit er im Herbst nicht als Manager einer vom Glück geflohenen Ausstellung mit den welken Blättern vom Sturm weggeweht wird. Doch solchen schönen Tod gönnen die Feinde ihm nicht; sie werden sich hüten, ihn von der drückenden Last zu erlösen, werden geduldig warten, bis er keuchend zusammenbricht, ein verbrauchter, der holden Profitträumen nachtrauernden Menge verhaßter, unmöglicher Mann... Nur Galliffet ist es gelungen, sich noch rechtzeitig aus dem Staube zu machen. Wer diesen Bayard à l'oreille fendue für einen einfältigen Haudegen hält, Der versteht die Physiognomie schlechter als Goethes Gretchen. Als er mir im Januar, am Vorabend seines siebenzigsten Geburtstages, erzählte, welches Opfer es für ihn, den alten Soldaten, der nur sein Handwerk einigermaßen verstehe, gewesen sei, sich auf die Galeere, in das politische Getriebe, schleppen zu lassen, da begleiteten Augen und Mundwinkel die Rede mit wunderlichen Kommentaren. Daß dieser letzte General der Kaiserzeit, der an der koketten Kleidung und den soignirten

Händen als Held galanter Abenteuer zu erkennen ist, auf dem Schlachtfeld aber eben so glücklich war wie im Boudoir, sich zwischen den Herren Waldeck und Millerand nicht mehr wohl fühlte, war schon damals zu merken. Seine Freunde hatten nie begriffen, wie der Marquis Gaston Alexandre Auguste de Galliffet in diese Gesellschaft gerathen war. Vielleicht wollte er sich an alten Nebenbuhlern rächen, vielleicht witterte er, den Boulanger als Minister einst aus dem Kriegsrath und der Kavallerieinspektion gejagt hatte, in Négrier den neuen brav' général, dem man früh den steilen Weg zur Allmacht sperren mußte. Vielleicht langweilte er sich auch nur als pensionirter Offizier und suchte in der Politik Zerstreuung und erhöhte Geltung bei seiner Damengemeinde. Im Gespräch gab er sich als derben Troupier; mitunter aber entschlüpften ihm sehr gescheite Sentenzen, sogar über deutsche Politik. Jetzt hat er sich in Sicherheit gebracht. Es ging nicht länger. Von dem Offizier, den Waldeck der Felonie zieh, sagte Galliffet, er würde sich stets freuen, dem disziplinarisch Bestraften, den er für einen allzu hitzigen Patrioten halte, die Hand drücken zu dürfen. Und da er durch seine kluge Taktik, wie die Mimen sagen, für einen guten Abgang gesorgt hat, kann er, als ein rüstiger Mann und ein Liebling der Pariser, eines Tages wieder zum Vorschein kommen. Wenn Waldeck und Millerand gehen, werden sie nicht hoffen dürfen, bald wieder in Ministerpaläſten zu wohnen.

Wann sie gehen werden? Das hängt von Zufällen ab, von einer Ungeschicklichkeit der Kammerverschwörer, vor allen Dingen von der Höhe der Einnahmen, die der Ausstellungstadt in den nächsten Monaten zufließen werden. Einstweilen sind die Pariser recht übel gelaunt. Sie werfen dem Ministerium vor, es habe die dreyfusards nicht zum Schweigen gebracht und durch das beschämend klägliche Schauspiel der ersten Frühlingsmonate den Erfolg der Weltmesse gefährdet. Auf allen Possenbühnen, in allen cabarets des Heiligen Berges kann der Fremde böse Spottverse gegen Waldeck, Millerand und Loubet hören, dessen schlecht stilisirte Eröffnungrede zum Stichblatt der Coupletsatiriker geworden ist. Wenn wenigstens der Zar bald käme! Kommt er nicht, dann werden die Nationalisten sagen: Seht Ihr: unser erhabener Freund lehnt den Verkehr mit Loubet-la-Honte und Millerand ab! Und dann wird wahrscheinlich nicht Bourgeois, sondern ein Vertrauensman Lemaîtres und Déroulèdes der Erbe Waldecks sein.

... Sollen wir uns nun durch diese Vorgänge und Aussichten beunruhigen lassen? Die Leute, denen der Dreyfusfall die wichtigste Angelegenheit der Weltgeschichte scheint, mögen für das ministerielle Leben der heutigen Macht-

haber zittern. Deutsche Interessen wären nicht bedroht, wenn die Firma der französischen Regirung verändert würde. Nur ein unvertuschbarer four der Ausstellung könnte, schon weil er auch bei uns den sacht unter der Oberfläche beginnenden Industriekrach beschleunigen würde, politische Folgen haben, die heute noch nicht zu übersehen sind. Vorläufig sollten die auf der Marterbank des Palais-Bourbon thronenden Zeitungbotschafter ihren Eifer ein Bischen zügeln. Sogar ihr großer Ahnherr Heinrich Heine hat sich ja durch seine Berichte aus Lutetia vor der Nachwelt blamirt. Wer heute liest, was der geniale Lyriker über Montalembert und dessen „ultramontane Rotte" schrieb und wie inbrünstig er den Tag herbeisehnte, da die Kommunisten die Nationalisten — so hießen sie damals schon — vernichten würden, wird mitleidig lächeln. Du lieber Himmel! Wie naiv war der Mann, der seine Laster so gern kokett zur Schau stellte, da er wähnte, ein paar strebsame Sozialisten könnten in Frankreich dem Katholizismus das Lebenslicht ausblasen! Es ist nicht unbedingt nöthig, daß die Kleinen dem Großen nachahmen. Ihr Publikum schwärmt ja auch für Gottesfurcht und gute Sitte, für Heer und Flotte und will von Atheisten, Sozialisten und Kommunisten nichts wissen. Weshalb sollen die Franzosen anders denken, sollen sie die Priester verjagen und das Heer den Demagogen ausliefern? Bismarck rieth seinen Landsleuten oft, die Nachbarn in ihrem eigenen Fett schmoren zu lassen und nur manchmal vorsichtig den Deckel zu heben, um zu sehen, ob die Gefahr des Ueberkochens schon nah sei. Noch ist die Hitze erträglich; und wenn nach den Hundstagen Blasen aufsteigen sollten, wird es Zeit sein, Wasser aus deutschen Quellen in das Gebrodel zu gießen.

Weltausstellung-Eindrücke.

Unsere Nachbarn haben die „Impressions“ geschaffen, eine Literaturgattung, die tiefere Studien nicht voraussetzt, den Leser durch anheimelnde Gedanken angenehm anregt und leichte Beobachtungen und Betrachtungen mit prickelndem Witz und liebenswürdigen Sentimentalitäten würzt. Wenn man nun auch die deutsche Sentimentalität nicht als liebenswürdig ansprechen kann und die hier auszuführenden Reflexionen unschmackhaft gefunden werden sollten, so zwingt mich doch die herbe Nothwendigkeit, nur „Eindrücke“ zu Papier zu bringen, denn die Veranstalter der Weltausstellung in Paris wollten es nun einmal so.

Als ich sie gegen Ende April in Augenschein nahm, war sie vielleicht zur Hälfte fertig. Die gewaltige Mittelfassade des Ausstellungsgebäudes auf dem Marsfelde glich einem vom Krebs zerfressenen Gesicht. Quadern wurden in den Champs-Elysées auf leichten Handkarren rasch vorwärts bewegt; eine Drehung des Wägelchens und wir sehen in das Innere des Marmorblocks hinein: schmächtige Stäbe, ziemlich viel Gips und noch mehr leerer Raum; einige Säle sind ganz leer; in anderen sind die Glaskästen mit grauleinenen Vorhängen ahnungvoll verschleiert; in dem Palast der schönen Künste wiehern die Pferde und in den Hallen des Marsfeldes knarren im Schneckengang daherfahrende Güterzüge. Wer einige Stunden durch Mörtel, Abfälle und Kehricht watet, ist von einem in der Ausstellung beschäftigten Maurer nur schwer zu unterscheiden; und ist er endlich müde und durstig dem Getriebe entronnen, dann dankt er Gott, wenn alle Glieder noch heil sind. Allein der Aerger reißt nicht ab. Ungarn eröffnet feierlich seinen Pavillon. In allen Zeitungen steht zu lesen, was Herr Bela von Lucacs zu einer Anzahl Erlesener gesprochen hat. Als wir am folgenden Tage vor dem ungarischen Hause stehen, lesen wir folgende Inschrift: Le public n'entre pas ici. Ein allgemeines Schütteln des Kopfes, schlechte Witze in verschiedenen Sprachen. Ich wende meine Schritte zum Palast Italiens, der zwar noch nicht eröffnet ist, aber liebenswürdig den Vorübergehenden gestattet, durch die offene Thür in seine weite Halle zu blicken.

Es muß unzweideutig ausgesprochen werden, daß die Eröffnung der pariser Weltausstellung auf ein weit höheres als das bei Ausstellungen gewöhnliche Maß von Nachsicht Anspruch macht. Hätte sie in diesem Zustande ihre Thore in London oder Berlin aufgethan: welche Entrüstung über die Perfidie Albions und die Anmaßung Deutschlands! Wäre eine Privatperson auf den Gedanken verfallen, ihre Mitmenschen diesen Schäden an Leib und Seele auszusetzen, so würde der § 263 des Strafgesetzbuches genau auf seinen Wortlaut geprüft worden sein. Aber die Franzosen dürfen sich mehr

erlauben als die anderen Völker Europas. Die meisten Fremden bereuten bitter, so früh nach Paris gekommen zu sein. Einige Deutsche hatten noch einen besonderen Grund. Sie waren aus Nationalgefühl erschienen und hatten dabei, wie es so häufig den Deutschen ergangen ist, üble Erfahrungen gemacht. In den deutschen Zeitungen war so viel Herrliches über die deutsche Ausstellung zu lesen gewesen: Deutschland sei allen übrigen Nationen zeitlich voran und am Glänzendsten vertreten, die Ausstellung würde den Triumph der deutschen Industrie verkünden, an allen Ecken und Enden bestände eine stille Angst vor der deutschen Ueberlegenheit. So waren sie denn diesseits und jenseits der Seine aufmerksam herumgepilgert

„Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Da ließen die Köpfe sie hangen."

Was die Weltausstellung bietet, läßt sich im Ganzen ohne Mühe in drei Klassen unterbringen: Kunst, Volkswirthschaft, Weltkirmes. Im Einzelnen ist die Zuweisung manchmal schwer. Die im Palast der schönen Künste aufgestellten Schätze gehören unstreitig zur Rubrik Kunst, die Produkte der englischen Textilindustrie zur Volkswirthschaft, das schweizer Dorf und das Marionettentheater zur Weltkirmes. Aber wo findet das Palais du costume seine Stelle? In verschiedenen Zeitungen war es als eine die Entwickelungsgeschichte der Kleidung verdeutlichende Sammlung bezeichnet; thatsächlich ist es ein reichhaltiges Wachsfigurenkabinet, das an höchst gelungenen historischen Bildern die Kostüme verschiedener Zeiten kennen zu lernen gestattet, ohne daß auch nur der geringste Versuch vorläge, zu zeigen, wie das Eine aus dem Anderen entstanden ist. Nur die Modelle der Damentoiletten der letzten fünfzig Jahre — eine traurige Haide, die an das wächserne Wunderland grenzt — könnte als ein solcher Versuch gedeutet werden.

Daß der Kirmesbaum seine vollen Ranken auch in das nüchterne Reich der Wirthschaft hineintreibt, wird ja Niemand verwundern. In der reichen Ausstellung der Insel Ceylon erregte eine drohend aufgerichtete ausgestopfte Brillenschlange das Interesse mehrerer großen und kleinen Kinder. Wie aber Kunst, Wirthschaft und Kirmes sich zu durchdringen vermögen, dafür liefert der Pavillon von Bosnien und der Herzegowina, der auch ein den Meisten bisher unbekanntes Kunstgewerbe vorführt, das beste Beispiel. Es ist eine der gelungensten, schönsten Partikularausstellungen, allbegehrt wie die plateforme mobile, stets gedrängt voll wie das Palais du costume. Alles, was auf den Zustand des Landes ein freundliches Licht werfen kann, ist vorhanden: Bücher, Photographien, Karten, volle Aehren, getrocknete Tabakblätter, frische, reizende Mädchen, webend und stickend, Männer in verwegenen Kostümen und endlich ein Panorama von Serajewo von solcher Schönheit, daß der Menschenstrom vor ihm stockt und die Taschendiebe nicht wegzubringen sein sollen.

Ich habe nicht die Absicht, die Weltkirmes zu schildern, noch kann ich es versuchen, der deutschen Kunst gerecht zu werden; nur von dem wirthschaftlichen Theil der Ausstellung möchte ich ein paar Worte sagen. Vielleicht ist es den Lesern bekannt, daß der volkswirthschaftliche Theil der Ausstellung nicht in nationale Sondergruppen zerfällt. Wohl bestehen nationale Pavillons, die aber in erster Linie den Kunst- und Kirmeszwecken dienen. Die ausstellenden Länder haben sich dazu verstehen müssen, ihre Produkte neben, über, hinter einander aufzustellen. Die Leitung hat mehr als hundert Klassen von Gegenständen gebildet; jeder Nation ist in jeder Klasse ein Raum von bestimmter Größe zugewiesen worden. Daß die Franzosen einen weit größeren Theil des Raumes für sich in Anspruch nehmen würden, als anderen Völkern zugewiesen würde, war vorauszusehen und könnte vielleicht auch als ein billiges Verfahren angesehen werden, wenn alle Länder der Reihe noch in der Lage wären, sich diesen Vorzugsantheil zu sichern. Das ist aber nicht der Fall und wird auch niemals der Fall sein. So kann die Weltausstellung keine richtige Vorstellung von der verhältnißmäßigen Größe des volkswirthschaftlichen Lebens der verschiedenen Länder geben. Es kann von jedem Lande nur so viel geboten werden, wie der ihm zur Verfügung gestellte Raum gestattet. Ob Deutschland schlechter gefahren sei als die meisten übrigen Länder, Das ließ sich Ende April noch nicht übersehen. Ich schreibe nur Eindrücke nieder. Zu diesen Eindrücken gehört der folgende. Auf der Esplanade des Invalides hätte ein mit den thatsächlichen Verhältnissen Unbekannter vielleicht auf den Gedanken kommen können, daß die russische Industrie der deutschen an Umfang überlegen, die österreichische ihr gleich sei und die skandinavische sie an Schönheit der Produkte übertreffe. Dieser Eindruck wird durch ein eigenthümliches Mißgeschick mit hervorgebracht. In der englischen Abtheilung dieses Zweiges der Ausstellung fällt der Blick auf ein glänzendes Nebeneinander von Schneidewerkzeugen. Der harmlose Wanderer fühlt sich in der Ueberzeugung von dem hohen Stande der englischen Kleineisenindustrie bestärkt. Nur die Thatsache, daß mir die Namen einiger sheffielder Fabrikanten bekannt sind, veranlaßte mich, nach der über dem hohen Glaskasten angebrachten Schrift zu blicken. Was lese ich? J. A. Henckels Solingen. Ein Theil der „englischen Wand“ war einem unglücklichen deutschen Aussteller zugefallen. Man wird geneigt sein, diese Verwechselung einer Unaufmerksamkeit des Beobachters zuzuschieben. Aber wie mir von kompetenter Seite mitgetheilt wurde, ist der Irrthum immer wieder vorgekommen. Und wer, der nicht Konkurrent ist, liest die Namen der Aussteller, wenn sein Auge an einem Morgen auf Tausende von Objekten fällt? Uebrigens wird der folgende Vorfall diese Vermuthung unbegründet erscheinen lassen. Ich bin in der Abtheilung für Textilindustrie auf dem Marsfelde. Die deutsche Ausstellung ist wiederum

nicht zu ebener Erde, wo die Meisten am Liebsten herumwandern, sondern im ersten Stock untergebracht. Aber auch auf den beiden Längsseiten, die die Besucher gewöhnlich abschreiten, suche ich sie vergeblich. Endlich entdecke ich sie in einem die beiden Seiten verbindenden Querriegel, sehr versteckt, entzückend durch den Reichthum und die Schönheit der sammetenen und seidenen Gewebe. Uebrigens eine etwas einseitige Vertretung der deutschen Textilindustrie, wenn nicht weit mehr hinzukommt.

Abgesehen von Frankreich, dem verbündeten Rußland, das besonders bevorzugt ist, und den Staaten mit wenig entwickelter Volkswirthschaft, die alle Mühe haben, die ihnen zugewiesenen Räume auszufüllen, findet man die größeren Staaten in recht gedrückten Umständen. Man muß auswählen. Was ausgestellt wird, ist daher willkürlich. So gehen auch die inneren Proportionen verloren; es ist unmöglich, zu sehen, in welchem Verhältniß die Erwerbszweige eines Landes zu einander stehen. Auch hierfür könnten Beispiele beigebracht werden; aber Das möchte „odiös" erscheinen.

Ein anderer Umstand kommt hinzu. Man muß ‚feine Waare', ‚prima Waare' vorlegen. Jeder Aussteller ist bestrebt, wenn es möglich ist, durch die Schönheit der Produkte anzuziehen, er sucht sie so verlockend, wie es ihm seine besondere Sphäre gestattet, dem Auge des Beschauers vorzulegen. Das Kunstelement und das Weltkirmeselement werden großgezüchtet. Aus diesen Sätzen darf man nicht schließen, daß ich ein Feind der Kunst sei; das Gegentheil ist der Fall; aber mir scheint, in der Volkswirthschaft giebt es weite Gebiete, die einer ästhetischen Betrachtung wenig zugänglich sind, und neben der Schönheit der Waare kommen in Betracht: ihre Angemessenheit, ihre Dauer, ihre Güte, der Preis, die Erzeugungmethoden, die sozialen Verhältnisse, unter denen sie hergestellt wird. Daß nun die Ausstellung über die Herstellung keine Auskunft giebt, wird mir Jeder bestätigen. Zwar ist mir mitgetheilt worden, es sollten auch die Produktionmethoden neben den Produkten zur Darstellung gebracht werden, aber ich habe nichts davon gesehen und ich möchte meine Zweifel äußern, ob Das in einem bemerkenswerthen Grade möglich sein wird. Selbstverständlich rechne ich die Vorführung von Kraftmaschinen nicht dazu.

Auf einen schon erwähnten Punkt möchte ich, ehe ich einige Schlüsse aus den vorhergehenden Ausführungen ziehe, noch einmal zurückkommen. Es ist das Willkürliche, Irreführende dieser Ausstellung, das Einem, auch außerhalb der volkswirthschaftlichen Abtheilungen, immer wieder aufstößt. Welchen Nationalökonomen zieht es nicht nach dem Palais de l'Economie sociale! Und was sieht er dort? Frankreich führt sein Genossenschaftwesen vor, Deutschland seine Arbeiterversicherung, Rußland, das hier am Rührigsten gewesen ist, vornehmlich seine Maßregeln zur Bekämpfung der Trunksucht, die große Republik ihren ‚Equitable', bekanntlich eine Lebensversicherungsgesellschaft u. s. w. Nun

aber haben auch Deutschland und England glänzende und sich ergänzende Entwickelungen des Genossenschaftwesens aufzuweisen, auch anderswo ist die Arbeiterversicherung gepflegt worden, nicht nur in Rußland wehrt man sich gegen den Trinkteufel, — aber es ist keine Gelegenheit da, Das zu verfolgen. Wer nach Paris geht, um seine sozialen Studien zu ergänzen, zu kontroliren, um in bequemer Weise zu vergleichen, um das Gelesene anschaulich vor sich zu haben, Der wird sich im Palais de l'Economie sociale enttäuscht finden. Je mehr Enttäuschungen er erlebt, um so mehr befestigt sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Ausstellung eine Veranstaltung ist für den ‚badaud des deux mondes'. Der will sehen; und in Paris ist viel Schönes und Interessantes zu sehen und zu erleben. Im Februar und März war der ‚badaud des deux mondes' auf den Azoren, dann reiste er zu der Feria nach Sevilla, vierzehn Tage danach ist er beim Stiergefecht in Madrid, nach gesundheitförderlichen Uebergängen in Pau oder Biarritz taucht er auf der pariser Weltausstellung auf, einige Wochen später wechselt er dreimal täglich den Anzug im Schweizerhof in Luzern oder im Waldstätterhof in Brunnen, dann zieht es ihn zu den Passionspielen nach Oberammergau; und im Dezember heben ihn drei Fellahs auf eine egyptische Pyramide.

Und welche Folgerungen ich ziehe? Nicht etwa die, man solle nicht nach Paris gehen. Das würde mir auch nicht anstehen, da ich seit zehn Jahren jede Gelegenheit benutzt habe, um mir noch unbekannte Theile Frankreichs zu durchstreifen. Auch werde ich mich an etwas so Unmöglichem nicht versuchen; ich weiß sehr gut, daß die meisten Leute nicht wegen der Ausstellung nach Paris gehen. Der hat in Paris gelebt und will alte Freunde und Bekannte wiedersehen. Der hat als junger Bursche vor Paris gekämpft und möchte es in friedlicher Stimmung von innen betrachten. Der hat Verwandte dort. Der wäre schon lange gern nach Paris gereist. Für sie Alle ist die Weltausstellung äußerer Anlaß; Viele von ihnen werden die Folies-Bergère und den Moulin Rouge häufiger in Augenschein nehmen als die Abtheilung „Garne und Gespinnste." Und für Manche, die Paris kennen, sind die Veranstaltungen der Weltkirmes gerade das Anlockende. Sie werden sich durch die Erwägung, daß sie vielleicht fünfzig Prozent mehr als unter normalen Verhältnissen für den Aufenthalt bezahlen müssen, eben so wenig abhalten lassen wie durch die Betrachtung, daß die Deutschen am Wenigsten gern in Frankreich gesehen sind. Die Unfreundlichkeit zeigt sich ja schon darin, daß Rückfahrkarten zu ermäßigten Preisen von der französischen Bahn nicht bewilligt worden sind und daß in der Nähe des Trocadero ein Panorama der Schlacht von Jena seinen Platz gefunden hat, das der ‚Guide Conty' unter den ‚attractions' der Weltausstellung aufzählt.

Solche Erwägungen sind auch gar nicht am Platz, wenn man nicht

zum Vergnügen, sondern zum Lernen in einem fremden Lande reist. Und es ist dringend nothwendig, daß wir mehr über Frankreich erfahren; seit dem Kriege haben die Franzosen unseren Zuständen und Lebensbedingungen die allergrößte Aufmerksamkeit geschenkt, mit überreichem Lobe unseres Fortschritts führen sie manchen Germanen irre und reizen sie die englische Eifersucht; unsere Kenntniß Frankreichs hat sich nicht wesentlich vermehrt. Der Nationalökonom kann Das vielleicht besser beurtheilen als ein Anderer, da in den letzten dreißig Jahren die deskriptive Richtung der deutschen Volkswirthschaftlehre die Kenntniß des wirthschaftlichen Lebens fremder Völker beträchtlich erweitert hat, während die deutsche Literatur über Frankreich nur unbedeutend gewachsen ist. Die Franzosen aber kommen diesen Bedürfnissen, abgesehen von den Arbeiten von Gide, de Marousseem und Anderen, nur wenig entgegen. Wir müssen in Frankreich reisen, wenn wir nicht allmählich in die Lage Frankreichs vor dem Kriege mit Deutschland gerathen wollen. Unsere Schätzungen Frankreichs leiden schon jetzt, wie mir scheint, an höchst gefährlichen Fehlern.

Die Lückenhaftigkeit unserer Urtheile über das heutige Frankreich haben einige Aehnlichkeit mit denen über das revolutionäre Frankreich von 1790 bis 1800. Große Staatsaktionen, Schauderszenen kamen damals zur Kenntniß Deutschlands; sie füllen noch jetzt die Seiten unserer Geschichtwerke, aber alle Maßregeln zur inneren Entwickelung des Landes wurden übergangen oder nur gestreift. Und jetzt lesen wir in den Zeitungen von Parteihader, Ministerstürzen, skandalösen Prozessen, aber von der ununterbrochenen Arbeit der Franzosen an ihrer inneren Wohlfahrt vernehmen wir wenig. Das ist eine Folge der Herrschaft der Demokratie, da sie eine formale Gleichheit will, wo eine thatsächliche Gleichheit nicht besteht. Statt zuerst die thatsächliche Gleichheit in Angriff zu nehmen, arbeitet dieser einäugige Radikalismus zunächst immer an der Herstellung der formalen Gleichheit. Das ist leicht und lohnend. Im politischen Leben bedeutet formale Gleichheit: Einfluß immer größerer Massen auf die Lösung von Problemen, die nur Wenige verstehen, sie bewirkt Verflachung, auf das Sensationelle gerichtete Zeitunglecture. Man kann eben der großen Masse nur Das vorsetzen, wofür sie ein Verständniß besitzt. Die Zeitungen finden auch großen Beifall, wenn sie aus der in Frankreich grassirenden Bestechlichkeit im öffentlichen Leben fürchterliche Schlüsse für die Zukunft ziehen. Sie übersehen aber, daß auch England nach Beseitigung der königlichen Macht eine lange dauernde Zeit der politische Korruption durchgemacht und trotz den hierdurch verursachten tiefen Wunden doch seine Macht und seine Wirthschaft in der selben Zeit wesentlich erhöht hat. Es ist eben nicht so leicht, die geschichtlich gegebene Verfassung eines Staates zu beseitigen, und noch während des Krieges mit den südafrikanischen Republiken haben englische Staatsmänner ausge-

sprochen, daß die englische Verfassung weniger für den Krieg als für den Frieden passe. Die Zeitungen können auch auf den Beifall der Menge zählen, wenn sie die militärische Bedeutung des großen Geburtenüberschusses Deutschlands über Frankreich hervorheben. Allein es wäre billig, wenn sie ihre Leser auch damit bekannt machten, daß der eigenthümliche Altersaufbau Frankreichs es bewirkt, daß unter 1000 Menschen etwa acht bis zehn Männer mehr im militärischen Alter sich befinden als bei uns. Nur sehr wenig hören wir von dem sinnreichen Kampf, den Frankreich gegen die Phylloxera geführt hat, die ihm ein zweites Sedan zu bereiten schien. Im fernen Süden, an der Küste des mittelländischen Meeres, werden z. B. die Weinpflanzungen unter Seewasser gesetzt. Wer durch Frankreich reist, ist entzückt von dem sorgfältigen Anbau des Bodens; jeder Fleck ist landwirthschaftlich benutzt. An vielen Strecken gleicht das Land einem Garten, die Lage der Ortschaften, der Kirchen, der schloßähnlichen Villen im Süden Frankreichs macht den Eindruck, als ob ein Maler sie mit feinem Verständniß für den Charakter der Landschaft gewählt habe. Daß der Ochsenpflug im Süden wahrscheinlich vorherrscht, wird Der richtig beurtheilen, der die Erörterungen der Landwirthschaft-Theoretiker des vorigen Jahrhunderts über Ochs und Pferd kennt. Eher wird er sich wundern, wenn er hier und da den Charakter des Großgrundbesitzes und Großbetriebes mit großen umzäunten Feldern, mächtigen Weidekämpen mit Heerden eines dem Alpenvieh ähnlichen Schlages und mit aus Bäumen hervorlugenden wohlgepflegten Schlössern unverkennbar der Landschaft aufgeprägt findet. Aber auch da, wo der Kleingrundbesitz vorherrscht, sind die Wohnungen gut und solid; vielfach fällt die große Zahl neuer Gebäude auf, während manche Städte in dieser Beziehung im Beharrungzustande zu sein scheinen. Die Häuser zeigen eine größere Einheitlichkeit des Baues als die deutschen. Einmal habe ich in einem Thal der Auvergne häufiger das sogenannte niedersächsische Bauernhaus gesehen; in zwanzig Jahren wird es vielleicht verschwunden sein. Nicht darf ich endlich vergessen: die Unterwerfung von Moor und Haide, die in den Pyrenäen und der Auvergne deutlich sichtbare Wiederbewaldung von kahlen Felswänden. Das Gefühl des Deutschen ist durchaus frei von Stolz, wenn er etwa nachher durch die Eifel streift oder wenn auf der Fahrt von Münster nach Bremen sein Blick auf Haide, Moor und windschiefe Strohhütten fällt. Gewiß sieht er auch wenig von den Wahrzeichen des Industriestaates; selbst in größeren Industriestädten, wie etwa in Lyon, Rouen, Amiens, Lille, tritt der industrielle Charakter weit weniger hervor als in Deutschland oder England, wie auch Frankreichs Seestädte, etwa Marseille und Havre, Dem nicht überwältigend erscheinen, der London, Hamburg und Liverpool kennt. Noch immer macht Frankreich den Eindruck des, wie es Quesnay nannte, royaume agricole. Mehrmals ist mir von

Franzosen ihr Land als Agrarstaat bezeichnet worden; ich vermuthe, daß auch dort der Prozeß von Agrarstaat gegen Industriestaat schwebt.

Die aus Alledem zu ziehenden Schlüsse sind nicht mißzuverstehen. Wir wissen zu wenig von Frankreich. Es bietet uns Gelegenheit, mehr von ihm zu sehen, — so weit Das eine Ausstellung vermag. Benutzen wir die Gelegenheit, studiren wir seine Volkswirthschaft, aber ergänzen wir unsere Studien durch Reisen nach allen Richtungen. Wer nach Paris geht, um dort den Triumph der deutschen Industrie zu erleben, wird vielleicht enttäuscht werden. Davon ist Jeder überzeugt, der die Ausstellung in dem bisherigen Umfange gesehen hat: Deutschland wird ehrenvoll bestehen durch die Güte und Schönheit seiner Produkte, die künstlerische Art ihrer Vorführung. Aber man bedenke: es fehlt der deutschen Volkswirthschaft der Raum zur vollen Darlegung ihrer Bedeutung und auch verschiedene andere Völker haben ihr Bestes gethan. Außerdem sind wichtige deutsche Industrien gar nicht vertreten. Bei Alledem aber lege er sich die Frage vor, ob Weltausstellungen noch ein wesentliches Glied in der Kette unserer wirthschaftlichen Organisation sind. Daran ist nicht zu zweifeln, daß internationale Ausstellungen von Kunstwerken, die alle fünf bis zehn Jahre in den Hauptstädten Europas stattfinden, geradezu nothwendig sind. Sie ermöglichen es größeren Mengen von Menschen, ihr Urtheil zu berichtigen, die in den verschiedenen Ländern gemachten Fortschritte und Rückschritte bequem zu überblicken. Bei Kunstwerken treten die Fragen nach der Angemessenheit, der Dauer, dem Preise, den Erzeugungmethoden der Gegenstände gar nicht oder mit geringer Stärke auf. Wichtig erscheinen auch in ökonomischer Hinsicht Weltausstellungen für Länder, deren Volkswirthschaft gar nicht oder nicht genügend bekannt war; ich erinnere an Bosnien. Daß aber die ganze Welt sich gewaltige Opfer an Kapital und Arbeit auferlegen soll, um der Kunst und bisher unbekannten Ländern einen Versammlungort zu bieten: Das ist widersinnig. Alle anderen Vortheile aber sind zweifelhaft, wie Jeder sehen wird, der sich und Anderen ernstlich die Frage nach dem Nutzen der Weltausstellungen vorlegt.

Einer sagt, sie seien nothwendig im Interesse der Gesammtwohlfahrt eines Landes; ein Zweiter behauptet ihre Unentbehrlichkeit für die Konsumenten; ein Dritter zweifelt nicht daran, daß sie für die Produzenten da seien.

Die Meinung von Numero Eins läßt sich kurz so zusammenfassen: der internationale Wettstreit, die winkende Belohnung sind der Sporn des nationalen Fortschrittes. Darauf wird geantwortet: Die Produktion zweier Länder richtet sich zum Theil auf Waaren ganz verschiedener Art, in denen eine Konkurrenz unmöglich ist, zum Theil auf verschiedene Qualitäten und Arten der selben Waarenklasse, was Verschiedenheiten des Klimas, der Technik, des Bedarfes erklären: amerikanische, schweizer, glashütter Uhren, englische Baum-

wollgarne, deutsche Garne, französische, russische Stoffe, so daß der Wettstreit wiederum ausgeschlossen oder sehr beschränkt ist. Also erst dann, wenn zwei Länder Waaren der selben Art und der selben Güte erzeugen, ist die ideale Möglichkeit der Konkurrenz vorhanden. Damit sie real werde, müssen die Produzenten aller Länder auf der Weltausstellung erscheinen. Das thun sie bekanntlich nicht; und wer kann sie zwingen? Wie gering ist auf allen Weltausstellungen nach 1851 die Betheiligung Englands gewesen! Es ist, nebenbei gesagt, auch ein höchst naiver Gedanke, daß Hunderttausende von Unternehmern aller Länder auf dem beschränkten Gebiete einer Weltausstellung sich zum wirthschaftlichen Kampfe stellen könnten. Die Zahl der Ausstellenden ist verhältnißmäßig immer gering. Um so geringer, je schmaler der ihnen zugewiesene Platz ist. Manchmal hat man in Paris etwa den Eindruck: Waare 1 des Landes A „konkurrirt" nicht mit Waare 1 der anderen Länder, sondern mit Waare 2 des Landes B und Waare 3 des Landes C.

Die Weltausstellungen geben den Konsumenten, wie es weiter heißt, Gelegenheit, zu prüfen, zu wählen, neue Bedarfsquellen zu erkennen. Das ist selbstverständlich nur für gewisse Waaren möglich, für nicht allzu schwer transportirbare und nur in den Grenzen, die die Geneigtheit der Produzenten, auszustellen, überhaupt zieht. Dabei ist wohl zu beachten, daß die meisten Konsumenten gar nicht in der Lage sind, die Güte der Waaren zu erkennen. Kraftmaschinen verstehen sie nicht einmal. Was die große Mehrheit allein sieht, ist, ob eine Waare schön, geschmackvoll, elegant, reich, prunkend ist, ob sie neue Muster bringt, ob sie die alten Bedürfnisse in neuer Weise befriedigt. Dafür sind Beweise in Hülle vorhanden. Zum Lobe verschiedener Weltausstellungen wird von Verschiebungen in der Nachfrage berichtet, die sich nach ihnen eingestellt haben. Prüft man diese Waaren, dann sind es regelmäßig Güter, die durch Neuheit oder Schönheit die Kauflust reizen: die wiener Schuhwaaren, die lyoneser Seidenwaaren, die japanischen Lackwaaren. Und hat der Konsument denn wirklich immer die Macht, die Ansprüche seines Bedarfes durchzusetzen? Das ist unstreitig der Fall, wenn er die Waare auf der Ausstellung kauft, wenn sie im Fall späterer Bestellung ein Fabrikzeichen trägt — das nicht nachgeahmt wird — oder wenn die Waare nicht anderswo produzirt werden kann. Sonst sind auch jene Bedarfsverschiebungen häufig vorübergehender Natur.

Und die Produzenten? Das Erzeugungsgebiet der Unternehmer ist gewöhnlich beschränkt, die Fortschritte der Volkswirthschaft bewirken zunehmende Arbeitstheilung. Die Unternehmer in manchen Zweigen des wirthschaftlichen Lebens können sich daher die Waaren ihrer Konkurrenten verschaffen; deren Erzeugnisse vermögen sie zu zerreißen, zu zerschneiden, unter die Lupe und das Mikroskop zu nehmen, in ihren Laboratorien zu analy-

firen. Sie sind so in der Lage, eine Kenntniß der fremden Waaren zu gewinnen, die eine Weltausstellung ihnen nicht verschaffen kann. Die sich mehrenden Export- und Handelsmuseen unterstützen sie in ihren Bestrebungen, die Leistungfähigkeit anderer Völker richtig abzuschätzen. Anders verhält es sich mit Gütern, die schwer zu transportiren sind, die der einzelne Unternehmer sich nur mit großen Kosten zu verschaffen vermag, die man gern in größerer Zahl, auch in Thätigkeit, sieht, wie elektrische Anlagen, Kraftmaschinen, Kessel, Hebezeug, Werkzeugmaschinen. Aber auch auf diesem Gebiete versagt die Weltausstellung sehr häufig. Die Firmen, deren Produkte man gern sehen möchte, stellen nicht aus. Der Konkurrenzzwang besteht eben nicht.

Kann es also einem Zweifel nicht unterliegen, daß der Nutzen der Weltausstellungen sehr gering ist, so wird eine Antwort auf die Frage gegeben werden müssen, weshalb nicht nur sie immer mehr an Bedeutung und Umfang zu gewinnen scheinen, sondern auch Provinzialausstellungen mit ihren häufig so dürftigen Darbietungen, ihren manchmal ermüdenden Vorführungen des selben Gegenstandes in annähernd gleicher Güte, gleicher äußerer Gestalt, gleichen Preislagen mit erschreckender Häufigkeit auf einander folgen. Es ist nicht schwer, die Erreger dieser Krankheit, der, wie man sie genannt hat, „Ausstellungseuche" aufzufinden. Es ist eine ganze Anzahl von Interessenten, denen die Ausstellungen an sich gleichgiltig sind: Ausstellungunternehmer, Bodenspekulanten, Veranstalter von Kirmeslustbarkeiten aller Art, die zahlreichen Unternehmungen, die die Statistik unter den Stichwörtern ‚Beherbergung und Erfrischung' unterbringt. Ihnen ist es an sich gleichgiltig, was ausgestellt wird: Nahrungmittel, kunstgewerbliche Produkte oder Katzen, vorausgesetzt, daß das Ausgestellte ein Zusammenströmen von Menschen bewirkt. Sie finden auch immer wieder beredte Männer, die den ungeheuren kulturfördernden Einfluß solcher Veranstaltungen zu beweisen vermögen, und Menschenfreunde, deren „Gemeinsinn" für das nicht selten eintretende Defizit aufkommt. So offenbart sich auch in den Ausstellungen, was Wilhelm Wundt die Heterogonie der Zwecke genannt hat.

Viele, die nach Paris reisen, werden es nachher bereuen, ihre Zeit nicht zu einem Aufenthalt an der See oder im Gebirge verwandt zu haben. Aber ihre Enttäuschung wird glänzend belohnt sein, wenn sie eine klare Antwort auf folgende Fragen zu geben vermögen. Erstens: Wäre es nicht das Beste, wenn die letzte Weltausstellung des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt die letzte wäre? Zweitens: Wenn die Weltausstellungen sich als Glied in der Absatzorganisation unserer Volks- und Weltwirthschaft überlebt haben, was soll an ihre Stelle treten?

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

Hermen.

Themiſtokles in Olympia.

Themiſtokles, der Held von Salamis,
Als er vom Perſerjoch ſein Volk befreit
Und an Olympias geweihtem Sitz
Zum erſten Male nach vertobtem Krieg
Den heil'gen Spielen wieder zugeſchaut,
Die ſtolzer Griechenland noch nie beging:
Erkannt von allen Gäſten ſaß er da
Und kein helleniſch Auge wandte ſich
Den ganzen Tag hindurch von ihm hinweg,
Den heißen Kämpfern in der Ringbahn zu,
So rühmlich um den Kranz auch Jeder ſtritt.
Nur ihn als Sieger ſtaunten rings ſie an,
Denn Aller Beifall ſtieg zu ihm empor.
Er aber nahm ihn wohlgefällig auf
Und ſprach, vernehmbar laut, das fromme Wort:
„Die Götter ſchenkten heut' als Ernte mir
Die Frucht der ſchweren Arbeit, die ich übte".

Tod des Perikles.

Auf ſeinem Sterbebett lag Perikles
Und das Bewußtſein ſchien ihm ſchon entflohn.
Die Freunde, die ihm übrig waren noch,
Umſtanden ihn und ſprachen unter ſich,
Die Größe rühmend ſeiner Tugenden
Und ſeiner einſt faſt unbeſchränkten Macht.
Bewegt auch zählten ſie die Thaten auf,
Die er vollbracht, wie jedes Siegesmal,
Das er Athen zu ew'gem Ruhm erbaut.

Doch er, im Scheiden noch, verstand sie wohl
Und plötzlich auch ergriff er selbst das Wort:
„Ich wund're mich, daß Ihr an mir gelobt,
Was nur das wandelbare Glück verleiht
Und was mit manchem Andern ich getheilt,
Dagegen Ihr verschwiegen unbedacht,
Was mich bedünkt allein des Neides werth:
Daß meinetwegen nie ein Bürger je,
Zum Tod verfolgt, in Trauer sich gehüllt."

München. Martin Greif.

Italienische Wirthschaft.

Der chronische Parteienzwist mit seinen maßlosen gegenseitigen Anklagen und namentlich die tendenziösen Vorwürfe, die jedwede Oppositionpartei gegen die allzu häufig wechselnden Regirungen und ihre Handlungen und Unterlassungen zu schleudern gewohnt ist, haben es verschuldet, daß die wirthschaftliche Lage Italiens im Ausland für ungünstiger gilt, als sie es wirklich ist. Wer genauer zusieht und vorurtheillos prüft, kann nicht verkennen, daß der Wohlstand im Lande seit der staatlichen Einigung erheblich gestiegen ist. So jung die italienische Industrie ist: sie sieht sich heute bereits im Stande, nicht nur den größten Theil des inneren Bedarfes zu decken, sondern auch hie und da den Wettbewerb mit älteren Industrien auf dem Weltmarkt aufzunehmen. Und auch der Ackerbau hat in den letzten Jahrzehnten merkliche Fortschritte gemacht. Selbst in den arg vernachlässigten südlichen Landestheilen hat man begonnen, der Landwirthschaft erhöhte Fürsorge zuzuwenden, und früher öde Striche geben heute reichen Ertrag. Auch der Handel — Genua scheint der Hauptstapelplatz für Mitteleuropa werden zu wollen — ist in stetigem Aufblühen begriffen. Nur die Schifffahrt ist zurückgegangen; und der Bergbau, eine der ergiebigsten Quellen des Reichthumes anderer Länder, fehlt Italien fast ganz.

Ob es gerade ein Werk weitausschauender Klugheit genannt werden kann, daß man mit allen Mitteln des Staates die Industrie bevorzugte, muß die Zukunft lehren. Das Land hat weder Kohle noch Eisen; und der Vortheil der niedrigen Arbeitlöhne ist im Schwinden begriffen. Das Naturell der Bevölkerung, die Küstenbeschaffenheit und die geographische Lage, die seit der Eröffnung

des Suezkanals wieder schwer ins Gewicht fällt, weisen Italien mehr auf Handel und Schiffahrt hin. Jedenfalls dürfen die italienischen Staatslenker sich aber Glück dazu wünschen, daß mit dem Wohlstand auch der Kredit des Landes gestiegen ist.

Immerhin bleibt noch Manches zu wünschen übrig. Es ist kein Zeichen gesunder Zustände, daß in dreißig Jahren ruhiger, durch keine erheblichen äußeren oder inneren Erschütterungen gestörter Entwickelung wiederholt finanzielle Krisen eintreten konnten, die den Staat bis an den Rand des Bankerottes brachten. Sie waren die Folge des verderblichen Finanzsystemes. Aeußerlich ist ja die Verwaltung der Finanzen wohlgeordnet und ihre Leitung ist im Allgemeinen geschickt und auch ehrlich. Steigt man jedoch zu den Quellen hinab, aus denen die Staatseinnahmen fließen, so stößt man auf schwere Schäden.

Das Steuersystem wird von Fachleuten geradezu als barbarisch bezeichnet. Jedenfalls sind seine Wirkungen oft äußerst unheilvoll gewesen. Im Sturm und Drang der Befreiungskämpfe mußte man ohne Rücksicht auf die Zukunft zu jeder Besteuerung greifen, die rasch die Mittel zu schaffen versprach, um die schier unerschwinglichen Bedürfnisse des Staates zu befriedigen. So entstand ein buntes Gemisch von Monopolen, Fiskalitäten, direkten und indirekten Steuern, über dessen Ungeheuerlichkeiten man sich mit dem guten Vorsatz tröstete, in ruhigeren Zeiten zu Reformen zu schreiten. Diese sind aber bisher ausgeblieben. Wohl wurde hie und da eine besonders verhaßte Steuer durch eine andere ersetzt, aber diese war immer nur für den Augenblick erträglich, weil sie eine nicht schon ganz so wunde Stelle drückte. Thatsächlich ist nichts geschehen, um auch nur die schlimmsten Ungerechtigkeiten abzustellen. Ja, man mußte den wiederholten Finanzkrisen gegenüber sich nicht anders zu helfen als durch Steuererhöhungen oder neue Auflagen, die dann auf die Dauer das Uebel noch verschlimmerten. Die Höhe des Steuersatzes, der auf den Kopf der Bevölkerung entfällt, kommt den Sätzen so viel wohlhabenderer Länder wie England und Frankreich sehr nah. Sie beträgt 40,61 Francs. Noch ungünstiger ist das relative Verhältniß zum Nationaleinkommen. In England werden sieben, in Deutschland zehn, in Frankreich zwölf, in Italien neunzehn Prozent des Nationaleinkommens in Steuern erhoben. Und diese Last drückt natürlich am Allerschwersten gerade auf den ärmsten Theil der Bevölkerung. Kein anderes civilisirtes Volk hat eine Staatseinkommensteuer von durchschnittlich zwanzig Prozent. Allerdings gilt dieser Satz nur für Renten, die ohne Arbeit bezogen werden, während das Einkommen aus anderen Quellen vielfach abgestufte Ermäßigungen genießt. Da das Einkommen der Gewerbetreibenden durch Einschätzungskommissionen festgestellt wird, können sich die Erwerbsstände der schweren Besteuerung am Wenigsten entziehen. Anders die Rentner, denen es ein Leichtes ist, die Steuer überhaupt von sich abzuwälzen. Der Staat zieht nämlich von allen durch ihn selbst oder durch öffentliche Gesellschaften auf ihre Schuldtitel gezahlten Zinsen den zwanzigprozentigen Steuerbetrag von vorn herein ab. Dieses System schien den Vortheil zu bieten, daß der Fiskus durch Einsicht der Stempelregister, Hypothekenbücher, Notariatsaufnahmen und anderer beglaubigten Akte die Zinseinnahmen der Privaten mit fast absoluter Sicherheit ermitteln konnte; überdies traf der Abzug auch die ausländischen Gläubiger. Als die Rentensteuer eingeführt wurde, erfüllte sie auch

ihren Zweck. Im Laufe der Zeit hat sich Das aber vollkommen geändert. Jeder Geldgeber oder Erwerber einer Schuldverschreibung rechnet heute mit dieser Steuer. Bei Abmachungen zwischen Privaten ist die Regel, daß der Gläubiger als der Stärkere dem Schuldner den vollen Steuerbetrag auferlegt; und selbst Aktiengesellschaften, Kommunen und öffentliche Institute müssen ihn bei Ausgabe von Obligationen übernehmen. Schließlich hat der Staat selbst sich zur Ausgabe von Rententiteln, „frei von jedem Einkommensteuerabzug", verstehen müssen. Wo [illegible] der Käufer eines Papieres die Steuerzahlung übernimmt, normirt er den Kaufpreis nur nach dem nominellen Zinssatz abzüglich der Steuer. So ist es dahin gekommen, daß heute nur ein verschwindend kleiner Theil der Rentner die Steuer wirklich bezahlt. Einer kann ein Einkommen von Millionen beziehen, ohne auch nur einen Pfennig Steuer zu zahlen, — wenn er nur vorsichtig genug ist, keine nutzbringende Beschäftigung zu treiben. Die Absurdität dieses Zustandes ist so einleuchtend, daß es an Versuchen, das Renteneinkommen wirksamer zu treffen, natürlich seitdem nicht gefehlt hat; aber sie wurden immer erst in Zeiten der höchsten Noth unternommen und liefen dann auf eine neue Steuererhöhung hinaus, der auch die Erwerbsstände sich widersetzen mußten. Daß es möglich wäre, durch eine rationellere und gerechtere Steuervertheilung die Staatseinnahmen zu verbessern, ist sicher. Die Staatsschuld Italiens beträgt ungefähr dreizehn Milliarden Lire und erfordert einen jährlichen Zinsenaufwand von etwa fünfhundert Millionen. Dazu kommen verzinsliche Hypothekenschulden von etwa neun Milliarden; und unter Hinzuziehung der Schulden der Kommunen, Provinzen u. s. w. wird man einen Gesammtzinsbetrag von mindestens einer Milliarde jährlich annehmen müssen, auf den die Schuldner Einkommensteuer entrichten. Das würde natürlich so bleiben, wie es ist. Gelänge es aber, auch die Empfänger der Zinsen zu einer einigermaßen entsprechenden Leistung heranzuziehen, so würden selbst unter Berücksichtigung starker Ausfälle ganz erheblich größere Mittel aufgebracht werden können.

Eine schreiende Anomalie besteht bei der Grundsteuer. In Oberitalien ist sie nach einem in der Zeit der österreichischen Herrschaft aufgestellten einheitlichen Kataster veranlagt. In Mittel- und Unteritalien dagegen gelten noch die verschiedensten Einschätzungen, die zum Theil bis in die Normannenzeit zurückgehen. Ohne Rücksicht auf die ganz fehlerhafte Unterlage sind die Steuersätze je nach Bedürfniß durch prozentuale Zuschläge erhöht worden, und zwar nicht nur vom Staat, sondern auch von den Provinzen und Gemeinden. Namentlich in Süditalien, wo sich der Geldwerth am Stärksten geändert hat, thaten sich die Lokalverwaltungen bei den Zuschlägen sehr wenig Zwang an. Es kommt da vor, daß die Grundsteuer den eingeschätzten Reinertrag um das Mehrfache übersteigt. Wenn heute eine Oelbaumpflanzung vorhanden ist, wo zur Zeit der Einschätzung Weideland oder Buschwald war, schadet Das ja nicht. Aber auch das Gegentheil kommt vor, so daß die kleinen Besitzer am Schwersten unter dem Mißstand leiden und der soziale Unfriede durch ihn mächtig genährt wird. Schon im Jahre 1894 waren über 80 000 Grundstücke für Steuerrückstände gepfändet und der Fiskus bemühte sich vergeblich um Abnehmer. Die Zahl dürfte seitdem auf 90 000 gestiegen sein, obgleich inzwischen ein Gesetz den alten Besitzern die Wiedererwerbung ihrer Stellen erleichtert hat.

Wohl die verhaßteste aller Steuern ist die Verzehrungsteuer. Sie wird nicht nur von den Lokalbehörden erhoben, sondern ist im Grunde eine Staatssteuer. Aber der Staat hat die Erhebung einfach den Gemeinden überlassen und sie zugleich ermächtigt, außer Zuschlägen für ihre eigene Rechnung auch die Besteuerung von sonst steuerfreien Verbrauchsgegenständen einzuführen. Natürlich wird davon ausgiebigster Gebrauch gemacht, so daß fast jede Ortschaft ein besonderes Zollgebiet mit eigenem Tarif bildet. Diese Steuer bedrückt nicht nur die Gewerbetreibenden und die städtischen Arbeiter, sondern besonders hart auch die Aermsten der Armen, die ländlichen Arbeiter der Südprovinzen. Erst in Folge der letzten Unruhen hat der Staat auf zwanzig Millionen aus der Verzehrungsteuer verzichtet und, um dem ärgerlichen Feilschen bei Erneuerung der Steuerpachtverträge ein Ende zu machen, den Betrag auf die Kommunen als eine Art fester Leistung vertheilt, wogegen diese verpflichtet wurden, die unbeliebte Mehlsteuer aufzuheben. Für den Ausfall hielt sich der Staat dadurch schadlos, daß er den Grenzzoll für Mehl erhöhte: die Last war also wieder nur umgelegt.

Alle übrigen Steuern sind enorm hoch, beuten die Verpflichteten geradezu aus oder unterstützen die verderblichsten Neigungen der Bevölkerung: so die Staatslotterie. Die Kunst der Staatsmänner beschränkt sich darauf, „die Henne zu rupfen, ohne daß sie Lärm macht."

Ist das Gleichgewicht des Staatshaushaltes nach Alledem stets von der Gefahr bedroht, daß die zu hoch geschraubten Steuern versagen, so liegt eine weitere Gefahr für die Staatsfinanzen in den Verhältnissen der Zettelbanken und des Geldumlaufes. Als der Minister Magliani einst zur Aufhebung des Zwangskurses schritt, erklärte er es für selbstverständlich, daß das Bankwesen reformirt werden müsse. Aber die Stimmen, die sich warnend gegen die Aufhebung des Zwangskurses vor dieser Bankreform erhoben, verhallten ungehört in dem Jubel, mit dem das kühne Unternehmen begrüßt ward. Zwar wurde die frühere sardinische Notenbank, deren Einrichtungen modernen Anforderungen einigermaßen genügten, zur Banca Nazionale für ganz Italien mit einem Kapital von hundert Millionen; aber neben ihr ließ man vier Banken mit dem Recht der Notenausgabe für ihre Region bestehen. Diese Institute waren gänzlich veraltet. Die Regirung kontrolirte sie nur dem Namen nach und auch die Banca Nazionale wurde allmählich so schlecht beaufsichtigt, daß die Bankleitung sich über Statut und Gesetz ganz willkürlich hinwegsetzen konnte.

Vierzehn Jahre vergingen, bevor das für so dringend erklärte Gesetz, das Ordnung im Bankwesen schaffen sollte, auch nur eingebracht wurde. Nach Depretis' und Maglianis Vorgang sahen alle folgenden Minister es als genügende Regirungskunst an, schwierige Angelegenheiten so lange wie möglich bei Seite zu schieben. Daß die Regelung aber äußerst schwierig schien, dafür sorgten schon die Bankleiter und ihr parlamentarischer Anhang, die sich bei der herrschenden Anarchie wohl befanden.

Erst der römische Baukrach und das Zusammenbrechen der Banca Romana rüttelten Regirung und Parlament auf. Es ist ein landläufiger Irrthum, zu glauben, nur die wahnsinnige Bauspekulation der achtziger Jahre habe die darauf folgende große wirthschaftliche Krise verschuldet. Eine noch so schwere örtliche Katastrophe würde nie jene Wirkung gehabt haben, wenn nicht die heillose Wirth-

schaft der Emissioninstitute mit dem Leichtsinn und der Korruption der Staatsmänner und Parlamentarier und einer an sich fehlerhaften Finanzgebahrung zusammengetroffen wäre.

Erst nach jenen bitteren Lehren — der Prozeß Tanlongo und seine schimpflichen Enthüllungen sind noch in Aller Gedächtniß — kam ein Bankgesetz zu Stande, das wenigstens feste Regeln für die Notenausgabe aufstellte und eine wirksame Kontrole der Zettelbanken schuf. Dagegen wagte man aus parlamentarischen und anderen nicht eingestandenen Gründen die Hauptherde des Uebels, die Vielheit der Banken und das Uebermaß des Notenumlaufes, nicht zu beseitigen. Die Banca Romana war freilich nicht wieder aufzurichten und die kleine Banca Toscana, die am Wenigsten gesündigt hatte, weil man ihr am Wenigsten traute, liquidirte freiwillig; aber gerade die ärgsten Herde der Korruption, die Banken von Neapel und für Sizilien, ließ man aus Furcht vor der süditalienischen Opposition bestehen. Sie werden voraussichtlich auch der verschärften Aufsicht trotzen, sobald der erste Schrecken vorüber ist. Die Mißbräuche und Gaunereien beim Banco di Napoli waren nicht weniger schlimm als bei der Banca Romana. Jetzt hat der Staat die Garantie für die Pfandbriefe der Bank übernommen, die zum Theil auf Grundstücke fundirt sind, die überhaupt nicht existiren, und zur Beschaffung des fehlenden Kapitalfonds wurde ein höchst sinnreiches Kunststück erdacht: der Staat nahm die noch vorhandene Notendeckung im Betrage von fünfundvierzig Millionen Lire in Metall an sich und gab der Bank dafür eben so viel an neugeschaffenen Staatsnoten, wofür sie ungefähr fünfzig Millionen vierprozentiger Rente kaufen konnte. Mit den zwei Millionen Lire an jährlichen Zinsen soll sie binnen etwa zwanzig Jahren ihren Metallschatz zurückkaufen, um also dann in den Rententiteln wieder einen Kapitalfonds zu haben. Die Rechnung stimmt; ob Alles glatt gehen wird, kann nur die Zukunft lehren.

Von je her haben die italienischen Finanzminister ihr Amt mit der Erklärung angetreten, daß der übermäßige Papiergeldumlauf eingeschränkt werden müsse, — und fast Alle haben ihn während ihrer Amtsführung vermehrt. So war man auch bei der Berathung des Bankgesetzes darüber einig, daß der Notenumlauf zu groß sei; trotzdem ist er durch die Ausgabe der fünfundvierzig Millionen in Staatsnoten für die Bank von Neapel erhöht worden. Man erklärte, sich nicht die einzige dem Verkehr noch offen gebliebene Kreditquelle, die Notenausgabe, verstopfen zu wollen. Unausgesprochen blieb, daß man den Gewinn der Emissionbanken aus der Notenausgabe nicht schmälern wollte. Denn selbst die Banca d'Italia hat noch heute fast das Dreifache ihres eingezahlten Aktienkapitals von hundertundachtzig Millionen Lire in zur Zeit unrealisirbaren Werthen festgelegt.

In Folge dieser Zustände zeigt das Goldaufgeld trotz der sich günstig entwickelnden Handelsbilanz des Landes fortgesetzt die Neigung, zu steigen, und wird nur durch die äußersten Anstrengungen der Regirung und der Banken auf sieben bis acht Prozent erhalten, während sich — zunächst an den Börsen — bedenkliche Anfänge einer Ueberspekulation und Ueberproduktion zeigen. Der Minister Luzzatti glaubte, das Agio herabdrücken zu können, als er die Sicherheit der Noten erhöhte. Er verpflichtete die Banken gesetzlich, aus ihren liquiden Mitteln stets einen dem Umlauf gleichkommenden Betrag bereit zu halten, der in erster Linie zur Notendeckung dienen sollte. Aber bald mußte er seinen Irrthum einsehen.

Papiergeld mit Zwangskurs genießt immer die moralische Garantie des Staates —: und diese ist mehr als das Wechselportefeuille einer Bank oder jede gesetzliche Garantie; denn auch Gesetze können geändert werden. Die gesetzliche Neubestimmung hat nur die anderen Gläubiger der Banken in eine prekäre Lage gebracht, ohne den Preis der Noten zu erhöhen. Dieser wird bei einem uneinlösbaren Papiergeld, wenn auch nicht ausschließlich, so doch wesentlich durch die größere oder geringere, besser vielleicht durch die näher oder ferner liegende Wahrscheinlichkeit, es in Metall umsetzen zu können, bestimmt; und als den sichersten Maßstab für die Schätzung wird man stets in erster Linie das Verhältniß des Bankschatzes zum Umlauf ansehen können. Die italienischen Notenbanken hatten aber nach dem Ausweis vom dreißigsten September 1897 an Noten und Sichtanweisungen ungefähr 1300 Millionen Lire im Umlauf, die sich im Laufe des Oktobers noch beträchtlich vermehrten. Dazu kommen 550 Millionen Lire in Staatsnoten und dem Allen stehen nur 395 Millionen Lire in Gold und 48 Millionen in kursfähigem Silber gegenüber: ein Verhältniß, das die Aufnahme der Baarzahlungen in unabsehbare Ferne rückt und den auf den Noten befindlichen Vermerk „auf Sicht in Metall umzuwechseln" zu einer offiziellen Lüge stempelt.

Einen sprechenden Beleg dafür, daß ein Umlauf von 1850 Millionen Lire in Papier die legitimen Bedürfnisse des Verkehres weit übersteigt, liefert der Umstand, daß trotz der kaum überstandenen Krisis der Wechselzinsfuß sich in letzter Zeit in dem kapitalarmen Italien stets unter dem deutschen und fast eben so niedrig wie in London gehalten hat. Ueberfluß an Umlaufsmitteln, die in ihrem natürlichen Beruf, den Waarenaustausch zu vermitteln, im Inland keine Verwendung finden und ihrer Natur nach nicht ins Ausland abfließen können, ruft aber stets auf irgend einem Gebiet eine Ueberproduktion hervor. In der That zeigen sich, wie schon bemerkt, die Anzeichen einer solchen. Warnungen und Ermahnungen, an denen Regirung und Presse es nicht fehlen lassen, helfen dagegen erfahrungsgemäß nichts. Wirksamer würde als ein erster Schritt zur Einschränkung des Notenumlaufes das jüngst an die Banken ergangene Verbot der Beleihung von Börsenpapieren sein, wenn es aufrechterhalten worden wäre. Aber dem dadurch in den Börsenkreisen entfesselten Sturm hat die Regirung nicht Stand zu halten vermocht; schon verlangt sie jetzt nur die „allmählich vorschreitende, schonendste Durchführung" der Verordnung und damit wird die ganze Maßregel sehr bald ein toter Buchstabe sein.

Auch die Eisenbahnen zehren an den Staatsfinanzen und die Hoffnung, in ihnen eine ergiebige Einnahmequelle zu finden, ist schmählich getäuscht worden. Unmittelbar nach der Begründung des Königreiches mußte die Regirung sich den allerhärtesten Bedingungen der Kapitalisten und Unternehmer fügen, um nur überhaupt das Land mit den unentbehrlichsten Bahnlinien ausstatten zu können. Und geradezu unheilvoll für die Finanzen ist der große Eisenbahnbauplan geworden, den das Kabinet Depretis-Magliani 1879 aufstellte und den die Nachfolger aus Schwäche aufrechterhielten, selbst nachdem seine verderblichen Folgen klar hervorgetreten waren. Fast alle Gebrechen der heutigen Finanzwirthschaft Italiens lassen sich auf die von jenen beiden Männern eingeführten Regirungsgrundsätze und Kunstgriffe zurückführen. Beide waren Meister in der dem Italiener eigenen Geschicklichkeit, sich und Andere durch blendende Illusionen über

thatsächliche Gefahren hinwegzutäuschen. Alles, was geschah, war eine einzige große Kinderei; es ist, wie wenn Knaben „Eisenbahn" gespielt hätten. Jeder Deputirte, der seine Stimme geschickt zu verhandeln wußte, bekam für seinen Wahlkreis oder seine Freunde eine Eisenbahn beschert. Wenn der Ministerpräsident auf Reisen ging, so verfehlte er nie, den ihn mit guter Absicht feiernden Provinzialen als wohlthätiger Goldonkel eine Eisenbahn zu versprechen. Da Niemand lange warten wollte, so wurde überall zugleich gebaut, oft noch, bevor der Plan der Linie auch nur endgiltig festgestellt war. Viele Bahnen wurden sehr schlecht gebaut, viele kosteten das Doppelte, einzelne das Fünffache der Voranschläge; und mehr als eine deckt noch heute nicht einmal die Betriebskosten. Obgleich das Baukapital damals zu dem niedrigsten Zinssatz beschafft werden konnte, den Italien je gehabt hat, so beträgt die Belastung der Finanzen durch die Bahnen noch immer jährlich 200 Millionen Lire. Dabei sind die Neubauten nicht eingerechnet und es fragt sich sehr, ob sie die Belastung nicht noch steigern werden. Herr Luzzatti hat als Berichterstatter einer parlamentarischen Untersuchungskommission die Eisenbahnbauten „ein schier unerschöpfliches Defizit-Bergwerk" genannt; und thatsächlich scheint das Werk noch immer ergiebig zu sein, denn neuerdings werden wieder 200 Millionen für die Pensionkassen der Beamten gefordert und mit den Bahngesellschaften mußte eine verkappte Anleihe abgeschlossen werden, um das nöthigste Betriebsmaterial zu beschaffen. Man ist gewöhnt, die Noth der italienischen Finanzen den übertriebenen Rüstungen zur Last zu legen; die Eisenbahnen haben einen größeren Antheil daran.

Auch die allgemeine Staatsverwaltung ist trotz der dürftigen Bezahlung der Beamten höchst kostspielig, ohne darum besser zu sein als anderswo. Es giebt viel zu viele Beamte, der Formalismus ist ungeheuerlich, der Geschäftsgang schleppend; die Kontroleinrichtungen sind höchst verwickelt und doch sind Pflichtverletzungen an der Tagesordnung. Der Abgeordnete Colombo, der wiederholt Minister war, schätzte einmal die Ersparnisse, die durch eine rationelle Umgestaltung der Verwaltung zu erzielen wären, auf vierzig Millionen.

Der einzige Lichtpunkt ist, daß ein schlechtes Finanzsystem immer noch leichter und rascher zu verbessern ist als eine schlechte wirthschaftliche Lage. Diese ist aber in Italien in entschiedener Besserung begriffen; der allgemeine Wohlstand ist trotz allen Krisen stetig gewachsen; und dieser Erkenntniß ist es auch zuzuschreiben, daß der erschütterte Kredit des Landes bisher immer wieder hergestellt werden konnte.

Allmählich ist man sich nun auch der Wichtigkeit eines guten Finanzsystemes voll bewußt geworden und es mangelt weit weniger am Verständniß für die richtigen Mittel, der Finanznoth zu steuern, als an der Festigkeit, das einmal als richtig Erkannte durchzuführen. Italien befindet sich jetzt gerade nach einer schweren Krisis im Stadium eines besonders lebhaften wirthschaftlichen Aufschwunges. Da wäre es unverzeihlich, wenn man auch diesmal zu den beliebten Auskunftmittelchen greifen und mit einer unhaltbaren Flickarbeit sich zufrieden geben wollte, statt durchgreifend zu reformiren.

Rom. Dr. Reinhold Schoener.

Der Wittwer.

Seine Frau war gestorben.

Die Räume durchzog noch ein schwacher Duft von Tannenzweigen, Blumen, Aether und Jodoform, der ihn beständig an die Qualen und Aufregungen der letzten Tage gemahnte.

Ein Kollege hatte ihn so lange vertreten. Jetzt aber, wo allmählich die Lähmung wich, die seit der Gattin Todeskampf auf seinem Denken und Fühlen lastete, verlangte ihn doppelt nach Thätigkeit. Er fieberte danach, herauszukommen aus diesem dumpfen, schrecklichen Grübeln über das Unabänderliche, das sein Sinn noch immer nicht völlig fassen konnte.

Er war kein sonderlich kluger Mann, aber ein klarer, nüchterner Kopf und verstand, zu arbeiten. So ließ er sich, um nicht aufs Bureau zu müssen, ganze Stöße Akten kommen und machte sich mit verzweifelter Energie darüber her. Hier fand er Vergessen.

Nur manchmal, wenn irgend ein Zwist der Beamten, dessen Geringfügigkeit zu der Wichtigkeit, mit der er vorgetragen wurde, in keinem Verhältniß stand, an ihn kam, hob er, unwillkürlich lächelnd, den Kopf. Das mußte er seiner Frau rasch erzählen. Sie amusirte sich über Dergleichen und fand auch wohl mit der Intuition des aufgeweckten Weibes eine treffende, die ganze Angelegenheit beleuchtende und erklärende Wendung. Er wollte rufen. Er wußte sie um diese Zeit stets nebenan. Und dann? .... Der Tannengeruch, die Stille um ihn her! Das Lächeln erstarb auf seinen Lippen ...

Dort hing ihr Bild. Es schien zu leben, aus dem Rahmen zu treten. Ach, nein, sie selber mußte ja kommen, sich an ihn lehnen, wie so oft, und in ihrer lebhaften Art fragen: „Es ist gut; nicht wahr: Du findest es gut?"

Aber sie kam nicht ...

Dann barg er das Haupt in beide Hände und weinte bitterlich.

Man nannte ihn hart, berechnend. Und er war es wohl, wenn auch nicht viel mehr als die meisten Ehrgeizigen, die nur ein Ziel kennen: vorwärts zu kommen.

Aber diese Frau hatte er geliebt; wenigstens, als er um sie warb. Sie glaubte an ihn und seiner Eitelkeit schmeichelte dieser feste Glaube an seine Zukunft.

Tot! Er konnte es noch immer nicht fassen. Hier, in diesen Räumen, wo jeder Gegenstand an sie erinnerte ... Er mußte hinaus!

Sein Mandat rief ihn längst nach Berlin. Er hatte sich bisher mit der schweren Erkrankung, dann mit dem Tode seiner Gattin entschuldigt. Jetzt reiste er.

In den Wandelgängen, im Foyer und Saal des Reichstages, auf der Straße, im Restaurant, überall kamen ihm die Bekannten kondolirend entgegen.

Am zweiten und dritten Tage wurde die Zahl der Theilnehmenden schon kleiner. Dann fragte Niemand mehr.

Es war wie früher, nur, daß er, statt die Mahlzeiten und Abende im Kreise der Fraktiongenossen zu verbringen, sich außerhalb der Sitzungen allein hinschleppte.

Wie endlos schien ihm der Tag! Er schlenderte zwecklos durch die Straßen. Der Lärm der Großstadt, das Rollen, Klappern, Brausen der Wagen und Pferdebahnen, das Hasten der Menschen thaten ihm wohl.

In seinem Logis litt es ihn nicht; unabläſſig zog es ihn hinaus unter Menſchen und die Töne des Lebens. Wenn er im Reſtaurant allein an ſeinem Tiſch ſaß, um ihn herum an anderen Tiſchen plaudernd und lachend ſeine Bekannten, hätte er gern gerufen: Kommt zu mir, ſprecht ein Wort; die Einſamkeit bringt mich um! Aber er fürchtete, gegen den üblichen Brauch zu verſtoßen, der Toten dadurch Etwas zu rauben, was ihr an Ehrung und Rückſicht zukam, und blieb allein.

Eines Abends kam er ſpät vom Monopol-Hotel die Friedrichſtraße herunter und ging der Leipzigerſtraße zu. Sein Kopf war heiß und ſchwer. Trotzdem fröſtelte ihn in der kühlen Nachtluft.

An ihm vorbei drängten ſich die Schaaren der Fußgänger. Die Zeitungverkäufer ſchrien am Rande des Trottoirs ihre Blätter aus. Es klang ihm wie aus weiter Ferne. Ach, hier war er vor noch gar nicht langer Zeit mit ſeiner Frau gegangen. Er hatte ihr einen Strauß friſcher Blüthen gekauft und ſie hatte ihn lächelnd an ihrer Bruſt befeſtigt.

Sie war tot. Wohin, wohin, mit den Erinnerungen und Gedanken?

Da ... plötzlich, neben ihm ... War es Spuk? Sah er recht oder täuſchte ihn ſein umflortes Auge? Eine jugendliche Brünette mit lebhaften Zügen, dunklen Augen, einer kurzen, graden Naſe ...

Konnte es eine ſolche Aehnlichkeit geben? ... Er hielt den Athem an, als müßte ſonſt die Erſcheinung zerflattern ... Doch nein, ſie blieb, blieb dicht an ſeiner Seite.

Eine ſeltſame, traumhafte Stimmung überkam ihn. Er wähnte, es ſei damals, und wagte nicht, genau zu ſeiner Nachbarin hinzublicken, aus Furcht, er könnte ernüchtert, aus ſeinen Träumen geriſſen werden. Die Täuſchung that ihm zu wohl. So ſah er nicht, wie die Doppelgängerin der Toten ihn verſtohlen mit einem abſchätzenden und beluſtigten Blick muſterte.

In dem unſicheren Licht, bei der Bewegung des Vorwärtsſchreitens, verſchwammen unter dem Schleier die Details der Züge und nur die Aehnlichkeit, die ſchreckliche, quälende Aehnlichkeit blieb, die gleichwohl ſeine geſchwächten Nerven in eine zitternde, wohlige Erregung verſetzte.

Wie nah ſie neben ihm ging! So nah wie einſt die Tote, die, des nächtlichen Straßentreibens ungewohnt, ſich an ihn geſchmiegt hatte.

Ein raſendes, heißes Sehnen überkam ihn, faſt wie ein körperlicher Schmerz; ein wildes, unbezwingliches Verlangen nach Zärtlichkeit, Liebe, zärtlicher Berührung, die er ſeit dem Tage, wo ihr Auge ſich ſchloß, wo ihre Hand in der ſeinen erkaltet war, entbehrt hatte. Und dann plötzlich war es nicht mehr ſie, die Tote, nach der er mit jeder Faſer ſeines Lebens ſchrie, nein: nur ein weibliches Weſen, das Weſen, das an ſeiner Seite ſchritt, das ſich in frecher Zudringlichkeit an ihn drängte und ihre Züge trug.

Dort blitzten die Lichter des Bellealliancеplatzes auf; die farbigen Laternen der Tramways glitten durcheinander. Da bog ſie in eine Seitenſtraße ab. Er folgte ihr mechaniſch, fiebernd, begehrend. Sie zog ihn weiter ... mit ſich.

— —

Hans von Endorff.

Selbstanzeigen.

Ein Abenteuer in Paris und andere Novellen aus dem literarischen Nachlaß von Guy de Maupassant. Band II. Autorisirte Uebersetzung.

Leider konnte dieser zweite Band der von Maupassant hinterlassenen Werke in Folge meines längeren Krankseins nicht gleichzeitig mit der französischen Original-Ausgabe erscheinen. Die Titelnovelle der französischen Ausgabe („Le Colporteur") ist aus bestimmten Gründen in der Uebersetzung nicht vorangestellt worden; im Uebrigen bin ich von der Anordnung des Urtextes gar nicht und von seinem Inhalt nur an einigen Stellen abgewichen, an denen Abmilderungen oder Streichungen sich als nöthig ergaben. Die Pruderie unserer Censur, insbesondere der Bahnhofscensur — die durch Konfiskationen der „seichten" „Zukunft" und der unsterblichen Meisterwerke Flauberts ja längst eine traurige Berühmtheit erlangt hat — hat mir wie dem Verleger dieses falsche Schamgefühl aufgezwungen. Ich möchte diesen zweiten Nachlaßband für fast noch werthvoller halten als den vorhergegangenen; Maupassants unverkennbare Gabe, durch Mischung des Alltäglichen und Verblüffenden, des Nichtssagenden und Geheimnißvoll-Grauenhaften zu wirken, tritt in diesen mit meisterlicher Knappheit hingeworfenen Lebensbildern besonders deutlich hervor. Den Höhepunkt dieser Tendenz bezeichnet wohl die am Totenbette Schopenhauers spielende gruselige Geschichte — für deren Authentizität ich übrigens nicht einstehe —, die zuletzt sehr enttäuschend und prosaisch endet. Noch greller, weil ohne diesen Alles vernichtenden Schluß, ist die Kriegsepisode „Das Grausige", während in der Novelle „Possen" das vermeintlich Grausige sich schließlich in ungeheure Heiterkeit auflöst. Auch an ein Grab werden wir geführt und erfahren die furchtbare Geschichte eines Lebendig-Begrabenen, wir lesen den Brief, „den man bei einem Ertrunkenen fand", und daneben wieder die keckſten, frechſten Schnurren, die vom Raketenfeuer des gallischen esprit beleuchtet werden. Wundervolle Mollakkorde schlägt Maupassant in den Schilderungen einer Sommernacht auf dem Wasser und eines Wintertages am blauen Südmeer an; und mit gleicher Meisterschaft versetzt er uns in die trübe Herbststimmung seiner normännischen Heimath. An diesem „Nachlaß" ist nichts Unfertiges, Schiefes, Unausgegohrenes; Alles ist fertig, reif, tadellos, aus einem Guß und der früheren Werke Maupassants völlig würdig.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Quo vadis, Erzählung aus der Zeit Neros von Henryk Sienkiewicz, übersetzt von E. Pathory, mit dem Bilde des Verfassers und einem Vorwort von Dr. Franz Kwest, Verlag von Otto Hendel, Halle a. S., „Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes". Preis: Mark 1,75 geh., Mark 2 geb., Mark 3 im Geschenkband.

Wir haben vor Kurzem das merkwürdige Schauspiel erlebt, daß ein Dichter in Acht und Bann gethan, sein Werk auf den Index gesetzt wurde, nach-

dem ihm bisher gerade der Vorwurf gemacht worden war, er verfolge römisch-katholische Tendenzen und ziele mit dem Roman „Quo vadis“ auf Bekräftigung des Schlußsatzes: „Der Dom von St. Peter beherrscht bis heute von den vatikanischen Höhen die Stadt und die Welt!“ Vergeblich fragt man sich, was das Verbot veranlaßt haben kann, wenn nicht die päpstliche Kongregation etwa dahin gelangt ist, daß sie eine Darstellung des Apostels Petrus ohne Heiligenschein nicht mehr verträgt, rein menschliche Größe ihrer Heiligen nicht duldet. Dann freilich mußte sie „Quo vadis“ verbieten.

Halle a. S. Dr. Franz Kwest.

Flavius Josephus: Jüdische Alterthümer, übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen vom Dr. Heinrich Clementz. Halle a. S., Verlag von Otto Hendel.

Den bedeutenden jüdischen Geschichtschreiber Josephus in einer neuen schönen deutschen Ausgabe darzubieten, hielt ich für zeitgemäß, dem Historiker von Beruf und dem sich für Geschichtschreibung interessirenden Publikum überhaupt willkommen. Größte Treue gegen das Original, Vollständigkeit und möglichster Wohllaut sind die Hauptpunkte, auf die ich mein Augenmerk richtete. Möge die neue Uebersetzung ihren Zweck, das Interesse für den einst sehr beliebten Schriftsteller wieder zu beleben, in vollem Maße erreichen.

Brauweiler bei Köln. Dr. Heinrich Clementz.

Im Wirbel. Ein Buch aus der Anarchie des Lebens. Leipzig, Verlag von Grübel & Sommerlatte. Preis 2 Mark.

Frischweg sei es gestanden: das Buch ist tendenziös. Zwar nicht im agitatorischen Sinne, aber es soll aufklärend wirken. Ich habe versucht, weiteren Kreisen den Unterschied zwischen den „Propagandisten der That“ und den „ideellen Anarchisten“, den Individualisten, klarzulegen. Ich will zeigen, daß besondere Charaktere, in diese oder jene Lage versetzt, in Folge ihrer Individualität sich unmöglich der bestehenden Gesellschaftordnung anpassen, in ihr und für sie leben können. Ich habe alle theoretischen Erörterungen nach Möglichkeit vermieden und lieber das Leben sprechen lassen. Darum habe ich auch dem Ganzen die Form eines Romanes gegeben. Die Heldin — wenn das Wort nicht zu banal klingt — ist ein wiener Vorstadtmädchen, das bei einem Annenfest am Kahlenberg den Schönheitpreis erhält und so in die Oeffentlichkeit, in das wogende Leben, in den Wirbel geräth. Sie selbst gehört dem Kleinbürgerthum an und von dieser Schicht ergiebt und ergab sich leicht und ungezwungen die Verbindung mit dem Proletariat und — durch die „Karriere“ des Mädchens — auch mit den sozial höheren Schichten. Ich wollte zeigen: wie Anarchisten entstehen und entstehen müssen.

Wien. Karl Morburger.

Vergab!

Wenn unsere hochmögende Bergwerksindustrie durch Wortverdrehung die Oeffentlichkeit, besonders das Börsenpublikum, zu täuschen beginnt, so ist Das ein bedenkliches Zeichen für den Niedergang der Konjunktur. Dagegen können auch die in Tagesportionen vertheilten anspornenden Meldungen der Syndikatsorgane nichts ausrichten, die seit einiger Zeit mit komischem Eifer jedes zu guten Preisen verkaufte Pöstchen Kohle oder Eisen sorgsam registriren, während sie früher in der Scheu vor der Oeffentlichkeit nicht weit genug gehen zu können glaubten. Woher diese rührende Wandlung? Es muß wohl schon nöthig sein, das öffentliche Gewissen einzuschläfern, und für diesen Zweck gilt es allerdings als ein probates Mittel, scheinbar alle Karten aufzudecken; daß die Trümpfe fehlen, merkt die Menge nicht: die Offenherzigkeit der sonst so unnahbaren Hüttenherrscher bezaubert sie. Thront da in Brückhöfe an der Sieg ein hochragendes Eisenwerk, das einer der größten Hochöfen der Welt krönt. Gebläsemaschinen und Eisensteingruben sind in regem Betrieb. Spateisenstein und Puddelroheisen gehen von hier aus in schwerer Menge in die Welt und finden schlanken Absatz. Wer die rauchenden Schlote betrachtet und gar die Direktoren über die glänzende Lage des Unternehmens reden hört, wäre ein Thor, wenn er nicht spornstreichs ein paar Aktien, die hohen Gewinn verheißen, erwürbe. Auf dem Kurszettel findet er sie unter dem Namen „Wissener Bergwerke" verzeichnet. Aber er erlebt bald eine Ueberraschung. Die Direktion erklärt nachträglich, wenn sie gesagt habe, die gesammte Roheisenerzeugung für das Jahr 1901 sei zu hohen Preisen fest verschlossen, wenn sie also ein sehr günstiges Ergebniß in Aussicht gestellt habe, so hätten diese Erwartungen „selbstverständlich" erst für das nächste, mit dem ersten Juli 1900 beginnende Geschäftsjahr zu gelten. Dieses „selbstverständlich" ist wunderhübsch. Die Direktion sagt weiter: „Die Dividende des laufenden Geschäftsjahres — vom ersten Juli 1899 bis zum dreißigsten Juni 1900 — wird dagegen nach den bisher vorliegenden Betriebsergebnissen in Folge viel höherer Kokspreise, Schachtumbauten, Bergarbeiterstrikes und erhöhter Löhne sehr wesentlich geringer sein als im Vorjahr." Die Syndikatspresse giebt diesen Entschuldigungzettel weiter, — ohne eine Silbe des Vorwurfs. Jetzt also, wo Dividendeschätzungen für das in einigen Wochen zu beendende Geschäftsjahr an der Tagesordnung sind, wagt es die Verwaltung eines großen deutschen Bergwerksunternehmens, dem Börsenpublikum, das sie um die Verhältnisse der Gesellschaft befragt hatte, die nachträgliche Erklärung zu bieten, daß alle günstigen Auslassungen sich erst auf die Dividende des nächsten Jahres bezogen hätten. Wer im Hinblick auf die erste, rosig erscheinende Auskunft Aktien des Unternehmens gekauft hat, wird durch den nach einigen Tagen folgenden Kurssturz gefoppt und geschädigt. Was nützen alle Börsengesetze, wenn sie nicht gegen solche schmähliche Kursbeeinflussung Mittel liefern? Gegenüber dieser Handlungweise bedeutet es nicht viel, daß die Verwaltung der Wissener Bergwerke ihren alten Aktionären, die ja — selbst beim Besitz von Vorzugsaktien — an dividendenlose Jahre schon gewöhnt sind, in der Zeit der als glänzend allgemein verschrienen Hochkonjunktur wieder eine grausame Enttäuschung bereitet. Wer sich aber auf Grund vorübergehender Dividenden von 12 oder 13 Prozent ein theures Papier kauft, darf sich nicht beklagen, wenn eines Tages die Gewinnhoffnung vereitelt wird.

Die Zugehörigkeit zum rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat, die manche schwache Grube als ein Hilfsmittel für regelmäßige und lohnende Beschäftigung betrachtet, bietet keine Gewähr für den Erfolg der Arbeit. Wenn die rheinischen Handelskammern zur Abstellung der bei der Kohlenversorgung der Gesammtindustrie zu Tage tretenden Mißstände gegen das Syndikat mobil machen und ersuchen, sobald seine jetzt mit dem Ausland bestehenden Verträge abgelaufen seien, bei deren Erneuerung die bisher abgeschlossenen Kohlenmengen zu vermindern und die dadurch frei werdenden Mengen der heimischen Industrie zur Verfügung zu stellen; wenn die Handelskammern ferner einen ministeriellen Druck auf das Syndikat nach der Richtung hin auszuüben suchen, daß ihm verboten werden soll, Abschlüsse auf längere Dauer einzugehen, „um in der Lage zu sein, den gesteigerten Ansprüchen des Inlandes zu genügen" (als ob das Eine mit Naturnothwendigkeit aus dem Anderen folgte!); wenn sächsische Fabrikanten eigene Kohlengruben zu erwerben bemüht sind, um vom Kohlensyndikat unabhängig zu werden, so handelt es sich bei Alledem um den Anflug eines vorübergehenden Unmuths, der gegenstandlos geworden ist, sobald die Fabriken wieder langsamer arbeiten müssen, weil die Aufträge nur noch spärlich fließen. Gar zu lange wird leider auf diesen Zeitpunkt nicht zu warten sein; dann würde der Besitz von Kohlengruben für die Handelskammermänner eine schwere Last bedeuten, da sie in ihren eigenen Betrieben für deren Produktion keine Verwendung mehr finden, aber auch vergeblich nach anderen Absatzgebieten sich umsehen würden. Sie würden ihre liebe Noth damit haben, sich der gefährlich gewordenen Wohlthat wieder zu entledigen. Und deshalb glaube ich auch nicht recht an den Ernst der heiligem Zorn gegen das Kohlensyndikat entsprossenen Pläne, die im Uebrigen nicht einmal als Schreckmittel eine Wirkung erzielen werden. Und die „starke" Regierung? Du lieber Gott!

Das Syndikat findet aber in den eigenen Reihen scharfe Opposition, die sich zwar noch nicht an die Oeffentlichkeit wagt, aber im Inneren gährt. Die Magerkohlenzechen haben nämlich allen Grund zum Zorn gegen das Syndikat. Die Zugehörigkeit zu dem großen Bunde hat ihnen bisher nicht die mindesten Vortheile gebracht. Im Gegentheil sind die Erträgnisse unter dem Syndikat von Jahr zu Jahr zurückgegangen. Dieses ungünstige Ergebniß der Einwirkung des Syndikates auf den Gewinn der Magerkohlenzechen ist dadurch entstanden, daß die Verkaufspreise für Magerkohlen im Verhältniß zu denen für Kokskohlen, deren Interesse der Syndikatsleitung näherliegt, zurückgesetzt werden, während sich die Selbstkosten ungewöhnlich gesteigert haben. Außerdem wurde den Magerkohlenzechen für die Umlage nicht der Ersatz in den Preisen zugebilligt, der ihnen gebührt hätte und den die Zechen mit den großen Förderungen durch die Verrechnungpreise thatsächlich erzielt haben. Den Zechen selbst fällt es hier und da bereits auf, daß in früheren Jahren — beim freien Verkauf der Erzeugnisse — zuerst die Verkaufspreise in die Höhe gingen, denen dann die Löhne folgten, wogegen jetzt, unter dem Syndikat und den Verkaufsvereinen, die Löhne zuerst ganz beträchtlich gestiegen sind, während die Verkaufspreise nur allmählich und durchaus nicht in dem selben Verhältniß wie die Löhne erhöht werden konnten.

An sich ist die Sucht unserer Industrie, Preisvereinbarungen abzuschließen, keineswegs ein Zeichen von Sicherheit, sondern nur ein Beweis von Schwäche. Wer sich selbst helfen kann, sucht keine Stütze; und wer den Beruf hat, Geld

zu verdienen, um zu leben, kennt die Nächstenliebe höchstens im Haus, nicht aber im Geschäft. In der Cementindustrie, die rasch ein maßgebender Faktor im deutschen Wirthschaftleben geworden ist, ging es Anfangs ohne Syndikat ab. Aber just wie in der Fahrradindustrie trat eine Ueberproduktion ein, weil bei der Begründung neuer Fabriken und bei der Erweiterung der alten Betriebe ohne alle Berechnung verfahren wurde. Zunächst bildeten sich lokale Vereinigungen, die auf Preise zu halten sich verpflichten mußten. Das hatte aber wenig Wirkung. Denn in Berlin hatte das schlesische Produkt mit dem westfälischen oder hamburger zu konkurriren; das billigste gewann. So wurde in einem allgemeinen deutschen Cementsyndikat die Rettung gesucht. Die Fabriken, die sich ihres Werthes bewußt und daher um Abnehmer nicht besorgt sind, denken natürlich nicht daran, sich mit den schwindsüchtigen Konkurrenzwerken in ein Joch spannen zu lassen, und so bleibt es denn einstweilen bei dem „schönen Gedanken". Nur die westfälischen Cementfabriken, die den Niedergang des Gewerbes deutlich vor Augen sehen, haben sich schleunigst zusammengeschlossen und sich verpflichtet, keine Abschlüsse auf längere Zeit hinaus vorzunehmen, bevor nicht das zu begründende Syndikat die Höhe der zu fordernden Preise ausgeklügelt hat. Wunderlich ist die bange Sorge, ob es mit der Gründung neuer Cementfabriken so weiter gehen werde. Kluge Leute haben ausgerechnet, daß der Cementverbrauch in Deutschland in den letzten Jahren stetig um etwa fünfzehn Prozent gestiegen sei; würde eine weitere jährliche Steigerung in dem selben Verhältniß eintreten, so könnte, falls keine neuen Werke hinzukämen, erst in etwa acht Jahren das Gleichgewicht zwischen Produktion und Verbrauch hergestellt sein. Jedenfalls kann der Bedarf des Cementmarktes längst schon befriedigt werden, ja, längst übersteigt das Angebot die Nachfrage. In Verbindung mit einer wesentlichen Steigerung der Kohlenpreise und der Löhne müssen hierdurch die künftigen Betriebsergebnisse beeinträchtigt werden, so weit eine ungünstige Wirkung sich nicht durch die stetige Verbesserung der Arbeitmethoden wieder aufheben läßt. Einer rückgängigen Industrie pflegen sich aber unsere Techniker nicht zu erbarmen.

Die Fälle, in denen die Ingenieure sich verrechnet haben, mehren sich. Das soll gegen sie keinen Vorwurf bedeuten, denn sie haben, gerade in den letzten Jahren, Gewaltiges geleistet. Immerhin ist es eine Warnung für Leute, die willig jeder gepriesenen neuen Erfindung auf Grund schöner Versprechungen ihre Spargroschen opfern. Reichen die Kräfte zur Ueberwindung der Kinderkrankheiten nicht aus, so geht manche werthvolle Idee vollständig verloren, — nur, weil die Mittel für die Versuchsjahre fehlten. Schlimmer ist es noch, wenn der Mangel an kaufmännischer Einsicht einer kostbaren Erfindung das Grab bereitet. Die Mannesmannröhren und der Diesel-Motor sind typische Beispiele für die Verschuldung von Erfindern, die mit einem Schlage zu Millionären zu werden strebten und sich schließlich mit Bettelgroschen zufrieden geben mußten. Die Herren Mannesmann verbluteten allmählich, nachdem sie sich mehrere Millionen für das eben erst begründete Röhrenwalzwerk hatten auszahlen lassen, an der inneren Krankheit des ganzen Betriebes. Die Inhaber des Patentes für den Diesel-Motor säckelten abnorm hohe Lizenzgebühren für die Benutzung der Erfindung ein. Für jede Maschine mußte allein als Gebühr die Summe von vier- bis fünftausend Mark entrichtet werden. Dabei versagten die Motoren und hielten

nicht annähernd, was von ihnen erwartet worden war. Die Schuld wird den hohen Preisen für den Speisungstoff, Petroleum, zugeschrieben. Das Ende ist die Impotenzerklärung der Diesel-Motorenfabrik. Jetzt werden die Lizenzkosten bedeutend herabgemindert werden, doch erst, nachdem die Fabriken die Lust an der neuen Maschine verloren haben. Die Helios-Gasglühlichtgesellschaft in Berlin, auch ein verfehltes Unternehmen, rückt seinen einstigen Gründern zu Leibe und bezichtigt sie des Vergehens gegen das Aktiengesetz. Dieser Modus ist jetzt beliebt, denn willfährige Staatsanwälte giebt es überall. Die übereilten Gründungen können dadurch aber leider nicht gerettet werden. Tag für Tag bringt der Reichsanzeiger die Kunde von Generalversammlungen, in denen eine Zusammenlegung von Aktien beantragt wird, um den Rest einstiger großer Vermögen zu retten. Selbst die Elektrizitätindustrie hat ihre Widerstandsfähigkeit eingebüßt; auch Siemens & Halske haben sich arg verrechnet: ihre petersburger Gründung scheint sie noch acht Millionen Sanirunggebühr kosten zu sollen. Es geht bergab, — trotz aller Vertuschung und trotz den Syndikaten und ihrer gehorsamen Presse.

Lynkeus.

Justizchronik.

In der letzten Justizchronik wurde die Frage aufgeworfen, ob § 616 des Bürgerlichen Gesetzbuches — wonach dem Arbeiter Lohn zusteht auch „für eine verhältnißmäßig nicht erhebliche Zeit unverschuldeter Verhinderung durch einen in seiner Person liegenden Grund“ — abgeändert oder ausgeschlossen werden kann durch Vertrag mit dem Arbeitgeber, insbesondere durch die „Arbeitordnung“. Herr Professor Ehrlich in Czernowitz macht in einer Zuschrift darauf aufmerksam, daß er in seiner Schrift: „Das zwingende und nicht zwingende Recht im Bürgerlichen Gesetzbuch“ den § 616 als zwingendes Recht bezeichnet habe. Wie auch in der „Zukunft“ hervorgehoben war, seien Vorschriften sozialpolitischen Charakters in der Regel als zwingend zu erachten, da sie sonst fast immer unwirksam bleiben würden. Herr Professor Ehrlich fügt den interessanten Hinweis bei, daß die moderne Entwickelung auch auf anderen Gebieten der Frage, inwieweit die gesetzlichen Bestimmungen der vertragmäßigen Abänderung unterliegen, praktische Bedeutung gebe. Er schreibt: „Soll der Staat ruhig zuschauen, wie die Zwecke, die er durch seine Gesetzgebung verfolgt, durch Abmachungen der Betheiligten einfach vereitelt werden?“ Die Gesetze seien doch schließlich nicht dazu da, daß sie nicht gelten. Selbst wenn aber eine abweichende Abrede grundsätzlich zulässig erscheine, sei immer noch zu unterscheiden, ob sie im einzelnen Falle klar und von beiden Theilen bewußt getroffen oder ob sie in eine Arbeitordnung, ein Börsenstatut, ein vorgedrucktes Formular aufgenommen sei, das von dem anderen Kontrahenten oft gedankenlos unterschrieben werde. Damit in Zusammenhang stehe auch die sehr schwierige Frage der derogatorischen Kraft von Usancen, des Handelsbrauches. Einen Einzelfall habe das B. G. B. schon selbst entschieden:

ein Anschlag, durch den der Gastwirth die Haftung ablehnt, ist wirkunglos; man werde aber wohl viel weiter gehen müssen. Besonders „aktuell" ist jetzt die in ganz Deutschland verbreitete und bisher erfolgreiche Tendenz der Hauseigenthümer, die den Miethern ziemlich günstigen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches durch ihre Vertragsformulare abzuändern; Professor Sohm hat vor einigen Wochen in einem Vortrag dazu Stellung genommen. Zu dem Arbeitlohn-Paragraphen sind inzwischen übrigens schon wieder interessante gewerbegerichtliche Urtheile ergangen. Zum Beispiel verlangte ein Maurer Lohn für die wegen Kontrolversammlung versäumten Stunden; der Meister erwiderte: Da ich laut Abrede, jedenfalls nach Orts- und Handwerksbrauch, Sie täglich und stündlich ohne Kündigungfrist entlassen kann, so ist im Verhältniß zu solcher Vertragsdauer auch jene kurze Verhinderung nicht „unerheblich" gewesen. Das Gericht aber verurtheilte den Arbeitgeber, weil in Wahrheit der Vertrag doch nicht auf tägliches oder stündliches Auseinanderlaufen berechnet war, sondern auf längeres Zusammenwirken, wie es auch thatsächlich stattgefunden habe.

* * *

Böse Menschen behaupten gern, in Preußen werde von dem königlichen Gnadenrecht gar kein Gebrauch mehr gemacht. Welche Ungerechtigkeit! Politische „Verbrecher" werden freilich sehr selten begnadigt, um so häufiger aber Schutzleute und andere Ordnungstützen. Und neulich ist sogar eine Frau, also ein nicht uniformirtes Wesen, der Gnade theilhaftig geworden. Die Mitinhaberin der berliner Königssäle war wegen Duldens von Studentenmensuren (Beihilfe zum Zweikampf) durch Erkenntniß der ersten Strafkammer des Landgerichtes Berlin I zu vier Wochen Festunghaft verurtheilt worden. Ein Gnadenakt des Königs hat die Freiheitstrafe in eine Geldstrafe umgewandelt. Solche Akte unterliegen nach preußischer Sitte nicht der Kritik. Wenn aber eine Kneipwirthin, die aus der Duldung von Mensuren ein Geschäft macht, der Gnade würdig ist: sollte der Justizminister der Gnade des Königs dann nicht auch die Studenten empfehlen, die Jugendmuth oder ein als Zwangsvorstellung wirkendes Standesgefühl zum Zweikampf trieb und die in der Festung gewöhnlich nur das Trinken noch mehr lernen, das Arbeiten noch mehr verlernen? Leider sind die guten Worte, die Mittelstaedt gegen die Freiheitstrafen sprach, mit anderen Anregungen dieses lebenskundigsten Kriminalisten des deutschen Nordens ins Leere verhallt.

* * *

Ausführlich wurde vor ein paar Wochen in den Zeitungen die Geschichte einer Hinrichtung erzählt, so ausführlich, daß selbst Abgehärtete daran das Gruseln lernen konnten. Nietzsche fand, eine Hinrichtung beleidige das Menschengefühl noch mehr als ein Mord. Er sagt, in „Menschliches, Allzumenschliches", darüber: „Es ist die Kälte der Richter, die peinliche Vorbereitung, die Einsicht, daß hier ein Mensch als Mittel benutzt wird, um Andere abzuschrecken. Denn die Schuld wird nicht bestraft, selbst wenn es eine gäbe: diese liegt in Erziehern, Eltern, Umgebungen, in uns, nicht im Mörder — ich meine die veranlassenden Umstände". Wer je Augenzeuge einer Hinrichtung war und nachher vielleicht den Herrn Henker im Frack seelenruhig seinen Morgenkaffee trinken sah, wird den Sinn dieses Satzes empfinden können.

* * *

Zu den Gebieten, wo der Gesetzgeber sich mal wieder „auf die andere Seite gelegt" hat, gehört auch das Vormundschaftrecht. In älterer Zeit gab es „Pupillenkollegien", dann die Abtheilungen II der Kreisgerichte, die kollegialisch, peinlich und ängstlich die Vormünder überwachten, in Wahrheit selbst die Vormundschaft führten. Ich entsinne mich noch einer Berathung, ob für ein vaterloses Bauernmädchen mit 60 000 Thalern Vermögen dem Antrage auf Anschaffung eines Klaviers stattzugeben sei; umständlich wurde erwogen: pro, daß sie reich genug sei, contra, daß Bauernmädchen nicht Klavier zu spielen brauchen. Dann kam für Preußen die Vormundschaftordnung von 1875: Einzelrichter, weitgehende Selbständigkeit des Vormundes. Natürlich ging Das nicht ohne einzelne Unterschlagungen und sonstige Schädigungen der Mündel ab. Die Schattenseiten der bureaukratischen Gängelung geriethen in Vergessenheit. So hat man denn im Bürgerlichen Gesetzbuch die Zügel der gerichtlichen Aufsicht wieder strammer gezogen. Freilich heißt es im Gesetz oft nur, der Richter solle in erheblicheren, schwierigeren, gefährlichen Fällen einschreiten; aber für den deutschen Richter in seiner Gewissenhaftigkeit, Arbeitlust, in seiner nicht unbegründeten Regreßfurcht genügt Das, um den Bereich seines Eingreifens recht weit auszudehnen. Leider scheint in Preußen auch im Ministerium solche Ausdehnung gern gesehen und gefördert zu werden. Ein Beispiel der geänderten Rechtslage: Bisher konnte ich meine Frau zur Vormünderin unserer Kinder einsetzen, von jeder gerichtlichen Einmischung und von Beiordnung eines Gegenvormundes befreien; jetzt wird meine Wittwe zwar ohne Weiteres Alleininhaberin der elterlichen Gewalt und es bedarf keines Vormundes, dafür kann ihr aber das Gericht „aus besonderen Gründen, insbesondere wegen des Umfanges oder der Schwierigkeit der Vermögensverwaltung" einen sogenannten Beistand aufdrängen und davon kann ich sie nicht befreien. Ich kenne aber genug Richter, nicht blos in Posemuckel, die ein Vermögen von 20000 Mark, bestehend aus zwei Hypotheken und einer einzuklagenden Forderung, für „umfangreich und schwierig" halten. Ich traue meiner Frau viel mehr zu als irgend einem Fremden, auch als dem Herrn Assessor, der nach wohlverbrachter Studenten- und Referendar-Zeit, aus dem Portemonnaie des Vaters lebend, als Vormundschaftrichter fungirt. Ich erinnere mich auch reifer und juristisch tüchtiger Richter, denen kein Mensch die Vormundschaft zu Dank führte, zum Beispiel eines Musterbeamten, der die von einem Appellationgerichts-Präsidenten geführte Vormundschaft zu beaufsichtigen hatte und dem Vormund die Rechnungen mehrfach als mangelhaft zurückgab. Und wenigstens gehört habe ich von dem trefflichen, unvergessenen westfälischen Oberpräsidenten von Vincke, dem Vater des Parlamentariers Georg; er hatte für Mündel die Verwaltung eines großen Gutes zu führen und litt schwer unter den nie abreißenden Monitis des Pupillenkollegii. So erhielt er denn einmal zur Jahresrechnung den Bescheid: in der vorigen Rechnung sei die eine Sau als trächtig bezeichnet gewesen, die jetzige ergebe nicht, was aus den Ferkeln geworden sei. Antwort: die Ferkel habe die Mutter aufgefressen; weshalb: Das wisse der Vormund nicht, — vermuthlich aus Angst, daß sie eines schlimmen Tages am Ende unter das hochwohllöbliche Pupillenkollegium kommen könnten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.